

Verbundkatalog Kalliope

Versuch über Schiller.

Mann, Erika
Mann, Thomas

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

82 Seiten a 34 [] Zeilen a

Versuch über Schiller

82.9

738 : 25 = 29,1

benut

223

- - 30

= 29 Seiten
melo

Am Himmel ist geschäftige Bewegung,
Des Turmes Fahne jagt der Wind, schnell geht
Der Wolken Zug, die Mondessichel wankt,
Und durch die Nacht zuckt ungewisse Helle.
Kein Sternbild ist zu sehn -

als
hinter
= 82
29

111

So war die Nacht,

~~So war die Nacht~~, die Mainacht vor 150 Jahren, als durch die schlummernden, wie ausgestorbenen Gassen Weimars, von der Esplanade, über den Markt und durch die Jakobsgasse nach dem alten Kirchhof vor der St. Jakobskirche, Schillers sterbliche Hülle zu Grabe getragen wurde. Es gab kein schreckhaft mitternächtliches Läuten, das dumpf und schwer die Trauertöne schwellt. Die Glocken schwiegen. Es schwieg die Glocke seines das Menschenleben umspannenden Liedes, deren Trauerschläge einen Wanderer auf dem letzten Wege begleiten. Nichts hörte man als die schleppenden Tritte der Männer, die dann und wann ihre Last, die Bahre, den billig gezimmerten Sarg darauf niedersetzten zu Rast und Ablösung. Eigentlich hatten, nach alter Übung, bezahlte Handwerker die Träger sein sollen. Die Schneiderinnung war an der Reihe gewesen für das Geschäft. Ein fühlbarer Mann, begeisterter Verehrer des Dichters von jung auf, war im letzten Augenblick dagegen eingeschritten, dass Unwissende es stumm versahen. In aller Eile hatte Commissionssekretär Schwabe eine Gruppe von Personen geistigen Standes, Herren mit akademischen Titeln, Amtsadvokaten, auch einigen Künstlern, unter denen merkwürdigerweise das Theater nicht vertreten war, zum düsteren Liebesdienste zusammengerufen, zwanzig, einundzwanzig Männer im Ganzen, von denen immer achte die Bahre trugen, indess die Übrigen das Gefolge bildeten. Sonst gab es keines.

und die Trauer + so sehr

So langte man an beim alten Friedhof, an dessen Mauer, gleich rechts vom Eingang das sogenannte Kassengewölbe lehnte, ein kleines, altes, graues, fensterloses Gebäude mit spitzen, schwarzen Dach und einer Gitterpforte, die in das finstere,

5,50

21.11.55

Hd. Frank

Manuskript list de facto

111 normale Schreibmaschinente

mit einer Falltür versehene Innere führte. Das Grufthäuschen trug seinen Namen, weil es dem Landschaftskassen-Collegium gehörte. Hier traten der Totengräber und seine Gehilfen heran und übernahmen den Sarg, auf den einen Augenblick der Schein des aus eilenden Wolken tretenden und gleich sich wieder verbergenden Mondes fiel. In den Bäumen, im Dachwerk der nahen Friedhofskirche rauschte und rasselte der Wind. Vermutlich folgten die Herren den Totengräbern zur Gruft, soweit das Geviert um die Falltür ihnen Platz bot. Die kreischte beim Auftun in ihren verrosteten Angeln. Der Sarg wurde in Seile gesetzt und in die Tiefe hinabgelassen bis er Grund, irgendwelchen Grund fand, zwischen anderen Schreinen oder auf ihnen. Über der Mitternacht, in der er versunken, schloss sich der Deckel. Es war Mitternachtsstunde, die erste des dritten Tages nach Schillers Verschneiden.

Verweilten die ^{Tränen} Herren noch ein paar Minuten entblössten Hauptes und in stillem Gebet, bevor sie gingen? Ich denke mir's. Jedenfalls war ^{hier} dies das ganze Begängnis. Kein milder Laut von Musik, kein Wort aus Priester- oder Freundesmund, von Kranzspenden und Lorbeer nichts. Man liest, so ohne Umstände sei es brauchweise zugegangen damals in Weimar bei Bestattungen, und am nächsten Tage erst sei immer die kirchliche Aussegnung der Verstorbenen, die sogenannte Collecte, erfolgt. Sie fand statt am Nachmittag dieses Zwölften, hob sich jedoch durch besondere Feierlichkeit nicht hervor, da ^{sank} weder der Herzog ^{noch} Goethe, der leidend war, und dem man wohl 24 Stunden lang den Tod des Freundes verhehlte, dabei ^{zugesen} waren. Man liest auch, die Angehörigen, die Witwe, ja noch der Sterbende selbst hätten ein Begräbnis von höchster Stille und Unscheinbarkeit verordnet, und was die nächtliche Stunde betreffe, so habe der Zustand der Leiche zur Eile getrieben... Sei dem, wie immer; der Ort der Beisetzung war dem gesellschaftlichen Range des Verblichenen, des herzogl. meiningeschen Hofraths von Schiller gemäss. Nur die Relikte vornehmer Personen, deren Familien kein eigenes Erb-
 Dah
 der
 gel

Nun, - der Ort der Beisetzung, ^{herzoglich} ^{meiningeschen} ^{hofraths} ^{von Schiller} ^{gemäss} ^{war}

gräbnis besaßen, ~~nur~~ Mitglieder der Weimarer Sozietät, die von Koppenfels, Riedel, von Pfuhl, von Egloffstein und ihresgleichen waren im "Kassengewölbe" zugelassen. ~~Esch~~ ist zu sagen, dass diesen Herrschaften das Separathäuschen üblere Unterkunft bot, als jedes Erdplätzchen unter dem Rasen des allgemeinen Totenackers getan hätte. Die Xenie vom "Genius mit der umgekehrten Fackel" hätte seinem Eingang wohl angestanden:

"Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel;

Aber, ihr Herren, der Tod ist so aesthetisch doch nicht."

Es ging ausnehmend unästhetisch zu in seinem Schlunde. Feuchtigkeit drang durch Mauern und Boden, zermorschte rasch das Holz der drüber und drunter stehenden Särge und bewirkte ein solches Durcheinander der Auflösung, dass später, als summarische Ausräumung bevorstand, die Pietät grösste Mühe hatte, einen gewissen Schädel und dann das zugehörige Gebein, nicht vollständig und mit voller Sicherheit auch nicht, aus dem Wust der Vernichtung zu klauben.

Die Männer standen, seufzten und gingen. Hörten sie wohl in das Sausen und Knarren des Windes leisen, holden Gesang sich mischen, die Elfenstimmen eines Geisterkreises, der das Grufthaus umschwebte?

"Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten;
Aber frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen,
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt."

Dieser

~~Diese~~ war schon erstanden. Der Schmach der Materie entrückt, umflossen von männlicher Idealität, idealischer Männlichkeit, kühn, feurig und sanft, mit dem Heillandsblick, den Sternen das königliche Antlitzweisend, so war sie in dieser Stunde der Grablegung schon - und für immer - der vertraulichen Liebe ihres Volks, der Rührung der Menschheit in Verklärung aufgerichtet,

die unsterbliche, mit allen Merkmalen einmaligen Lebens geprägte Gestalt, und auf ihrer von Gedankenwürde geadelten Stirne leuchtet, wie im Gedicht auf der des hohen Uraniden, der vereinte Strahl von "Sinnenglück und Seelenfrieden", die Künstleridee, dass das Schöne uns der bangen Wahl zwischen beiden überhebt, dass es menschliche Einheit stiftet zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Versöhnung schenkt unserer irdischen mit unserer höheren Natur, die Brücke bildet zwischen Ideal und Leben; dass der schwebende Begriff des "Guten" beiden Welten, der aesthetischen und der moralischen im Lobe angehört, und Schönheit und Wahrheit verschmelzen in der Kunst, der Erzieherin des Menschengeschlechts.

Diesem in Lichtesspuren wandelnden Beglücktergeist zu huldigen sind wir versammelt - und wie denn nun? Wer bin ich, dass ich das Wort führen soll zu seinem Preis, vor meinen Augen die Gebirge kundiger Würdigungen und Erörterungen seines Lebens und Bildens, welche in anderthalb Jahrhunderten die gelehrte Forschung aufgetürmt hat? Für die Zaghaftheit ist da nur ein Trost, eine freilich recht treuherzige Ermutigung: die Erfahrungsverwandtschaft, die Brüderlichkeit, die ~~zur Zutraulichkeit keck machende Familiari-~~tät, die ungeachtet jedes Rang- Zeit- und Wesensunterschieds waltet zwischen allem hervorbringenden Künstlertum. ^{Kunst} Ganz scheu und verlegen, ganz unwürdig, sich solchem Geiste festlich zu gesellen, darf kein Künstler sich fühlen, denn dieser Geist war und ist die Apotheose der Kunst. Er hat sie verherrlicht in glänzenden Taten und dazu in hoch-gewählten, hoch-genauen Worten, in denen noch der Letzte seiner Gattung die eigene Not, das eigene Glück mit bescheidenem Stölze wiedererkennt.

"Wenn das Tote bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Tatenvoll der Genius entbrennt,
Da, da spanne sich des Fleisses Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleicht,

Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meissels schwerem Schlag erweicht
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick."

Wie ist das gesagt! Wie verbindend leitet es Sprache, pathetisch, aber exakt, dem Trachten und der Erfahrung jeder artistischen Existenz! Zudem, wie hat er in einer ^{anderen} ~~grandiosen~~ Strophe seines Künstlergedichts die Verkindlichung, das irdische Zugänglichwerden des Höchsten gefeiert, der Grossmut gedankt, mit der von allen Himmlischen Eine, die Göttin der Wahrheit, sich mit uns Menschen in die Sterblichkeit eingeschlossen habe:

"Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania,
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie - als Schönheit vor uns da.
Der Anmut Gürtel umgewunden,
Wird sie zum Kind, dass Kinder sie verstehn:
Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird einst als Wahrheit uns entgegen gehn."

Und wer wollte denn auch in seinem ^{Schönen} ~~eigenen~~ Wesen, bei allem tief bemühten, heiligen und mit enormem Scharfsinn ausgestatteten Ernst, der ihm eignet, das Kindliche verkennen, die edelmütige

Naivetät, die uns so manches Mal ein verehrendes Lächeln auf die Lippen lockt, da sie doch unablässig seiner spezifischen, ganz unvergleichlichen Grösse angehört. Diese gilt es vor allem zu schauen und vor ihr sich zu neigen, - eine eingeborene unwillkürliche, in keiner geistigen Gebärde, keiner Konzeption sich verleugnende Grossheit, die Goethe in den Gesprächen seines Alters zu preisen nicht müde wurde. Gerade das Unwillkürliche, Angeborene ihrer Bewährung setzte seine Alterserinnerung in Erstaunen. "Er mochte sich stellen, wie er wollte," sagte er, "er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei weitem grösser herauskam als das Beste der Neueren; ja, wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er grösser als diese Herren." - Ich weiss nicht, warum gerade ein Ding, das ihm ein Kleines war und als Werk klein ist unter seinen grossen, mir immer als das schlagendste Beispiel für diesen natürlichen Hang zur Grossartigkeit erschienen ist: das "Lied von der Glocke". Zehn, zwölf Seiten kurzer, rhythmisch wechselnder Verse, was sind sie gegen die glänzend erfüllten Hauptaufgaben, die dramatischen Grosstaten seines Lebens, den Wallenstein, den Tell, die kolossale Anlage des Demetrius? Und doch - die frechen Romantiker mochten sich wohl kugeln vor Lachen über die klassische Bürgerlichkeit des Poems, dieses von "guten Reden" begleitete Gussgeschäft, - von guten Reden über alles, das Ganze, den Kanon des Menschlichen, zusammengefasst im überwachenden und überwaltenden Tönen der Turmglocke, die, "selbst herzlos, ohne Mitgefühl", mit ihrem Schwunge des Lebens wechselvolles Spiel in all seinen typisch wiederkehrenden, zum Mythischen gereinigten Vorkommnissen und Stationen begleitet. Es war doch unangebracht bis zur Schnödigkeit dies Gelächter der Ausgepichten gegen das schlichthin Grossartige. Darin einzustimmen ist leicht. Denn ja, es ist manches komisch in diesem hohen Lied der Normalität und der frommen Ordnung: der raffende Mann und die züchtige Hausfrau und "Vom Mädchen

reisst sich stolz der Knabe" und "Errötend folgt er ihren Spuren" und "Wenn sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn". Die Zwischenfrage ist nicht ganz vorlaut, wer sie denn befreien soll, die Völker, wenn sie es nicht selber tun. Aber das hindert nicht, dass dieser Wurf allem ebenbürtig ist, was der Mann je angriff und durchführte, charakteristisch wie nur etwas für die Fürstlichkeit seines Genius, und Wilhelm von Humboldt behält recht mit seinem Urteil: "In keiner Sprache ist mir ein Gedicht bekannt, das in einem so kleinen Umfang einen so grossen Kreis eröffnet, die Tonleiter aller tiefsten menschlichen Empfindungen durchgeht und auf ganz lyrische Weise das Leben wie ein durch natürliche Grenzen umschlossenes Epos zeigt." Ganz besonders war denn auch immer Schillers Name, in Deutschland und über die Welt hin, mit diesem Gedicht verknüpft. Ungeheure Popularität fiel ihm zu fast im Augenblick seines Erscheinens, und erst in der Nacht von Unbildung und Erinnerungslosigkeit, die jetzt einfällt, beginnt sie sich zu verlieren. Aber es ist noch nicht lange her, dass Leute aus den einfachsten Volksschichten das Ganze auswendig konnten, und der Däne Hermann Bang sagt in einer seiner "Excentrischen Novellen" von einem rezitierenden Hofschauspieler: "Er war der Einzige im Saal, der in der 'Glocke' nicht ganz sicher war." -

Spätium

Es ist nicht leicht, zu enden, wenn man von Schillers spezifischer Grösse einmal zu reden begonnen hat, - einer Grossheit, generös, hochfliegend, flammend, emporreissend, wie selbst Goethe's weisere Natur-Majestät sie nicht bietet, weltallstrunken und menschheitlich-kulturpädagogisch, männlich in alldem aufs höchste. Und in dieser fast übermässigen, schon fast naturfremden, dem Willen, der Freiheit, der Bewusstheit verschworenen Männlichkeit nun also steckt ein Künstlerkind, das in aller Welt nichts Höheres weiss als das Spiel, das da sagt, unter allen Geschöpfen allein der Mensch könne spielen, und er sei Mensch nur ganz, wenn er spiele. Wohl, das ist ästhetische Philosophie. Aber das

das ist
schon
schon
schon

Mit der
Klar
gerade
hat -

Aber das

Lächeln, das wir uns gelegentlich zu verbeissen haben vor
 Schiller'scher Grandiosität, gilt einem Ewig-Knabenhaften,
 das zu ihr gehört, dieser Lust am höheren Indianerspiel, am
 Abenteuerlichen und psychologisch Sensationellen, an der Plutarch-
 Biographie des Extremen, ungeheurer Tugend und erhabenen Ver-
 brechens, - dieser Phantasieentzündlichkeit für die "namenlose
 Grösse" des Kronendiebstahls, für die Annalen menschlicher
 Verirrungen und seltener Verderbnisse des Charakters, den
 "Pitaval", die Geschichte merkwürdiger Verschwörungen und
 Rebellionen, Jesuiten-Intriguen, Inquisition, Bastille und
 Opfer des Glücksspiels ... Die Frauen, auch sie gehören dazu,
 das verhältnislose Verhältnis zu ihnen - Amalia, Thekla, - und
 zur ätherischen Blässe der Gestalten die pueril prahlende
 Sinnlichkeit, eine Erotik, die sich so recht mondän und aus-
 gepicht gebärdet, und Fiesco sagen lässt: "Das Frauenzimmer
 ist nie so schön als im Schlafgewand - es ist die Tracht ihres
 Gewerbes," - worauf Julia Imperiali erwidert: "Das ist leicht-
 fertig." Es ist kolossal leichtfertig! Aber das grosse Kind,
 das Ewig-Knabenhafte, reicht es nicht weit hinaus über diese
 frühen Stufen der Produktion, ^{reicht} an den Reifestand seines Künstler-
 tums, steckt es nicht in seiner oft überschwunghaften Rhetorik,
 seiner kalkulierten Theatralik, in der Phantasie und Natur soviel
 "mit einander abzukarten haben", und noch in der gewissen Grau-
 samkeit des Tragikers, von der Goethe spricht, als er Ecker-
 mann die Geschichte erzählt, wie Schiller bei der Bühnenbear-
 beitung des "Egmont" ihn habe durchaus, aber vergebens, dazu
 überreden wollen, dass in der Gefängniszene, wo Egmont das
 Urteil vorgelesen wird, Alba in einer Maske und in einen Mantel
 gehüllt im Hintergrund erscheinen solle, um sich, unersättlich
 in Rache und Schadenfreude, an Egmonts Todesgrauen zu weiden?
 Man muss sich die ungleichen Freunde nur vorstellen: wie Goethe
 sich lachend auf Frankfurterisch wehrt: "Noi, noi, mein Bester,
 wo denke Sie hin, das ist ja greulich!" und Schiller auf

und
Sinn

der war ~~hervorstechend~~ in den
 Es ist da, auf dem Reifestand
 seines Künstler-
 Es ist da [Lieser S. 9]

Schwäbisch - denn er schwäbelte unverbesserlich - insistiert:
 "Aber ich schwöre Ihnen, es wird grossen Effekt machen und dem
 Publico recht in die Seele schneiden!"

"Er war ein grosser, wunderlicher Mensch," sagt Goethe mit
 erinnerungsvollem, wehmütig heiterem Kopfschütteln und fügt, wie
 so oft ganz ins Gedenken an ihn verloren, noch manches hinzu über
 Schillers recht theatergemässe Gleichgültigkeit, ja Abneigung
 gegen alles Motivieren: wie er den Gessler geradehin einen Apfel
 vom Baum habe brechen lassen mit dem Befehl, Tell solle ihn vom
 Kopf seines Knaben schiessen, und welche Not er, Goethe, gehabt
 habe, den Freund zu bestimmen, doch wenigstens ein paar Verse ein-
 zuschalten, worin der Junge mit der Geschicklichkeit seines Vaters
 grosstue, wohl auf hundert Schritt einen Apfel vom Baum zu schiessen,
 damit der Phantasie des Tyrannen ein wenig nachgeholfen und sie
 auf den legendären Apfelschuss nur erst ein bisschen sorgsam ge-
 bracht werde. Schiller schickt dann diese Verse nachträglich an
 Iffland und schreibt dazu, sie müssten aufgenommen werden, denn
 er habe gefunden, dass es da an Motivation etwas fehle. Dass je-
 mand anderes ihm seine übertriebene Grosszügigkeit hat verweisen
 müssen, braucht Iffland nicht zu wissen. -

Spekulum
 Ich bin noch mit meinen Gedanken bei dem Zuge ewiger Knaben-
 haftigkeit und Abenteuerlust, die seiner Erhabenheit so eigentüm-
 lich kindlich ansteht. Es ist da, ^{ein phantastischer Hang zum Plan-}
^{nen grosser} ~~grossen~~ ^{Handel} ~~Geschäfte, der an Balzac erinnert, und in der Korres-~~
~~pondenz mit Cotta zu Tage tritt: dies beständige Anregen weit~~
~~gespannter Unternehmungen, dies Walzen spekulativer Ideen und~~
~~Abwägen von Erfolgs- und Gewinnchancen grossen Stils. Gewiss, er~~
~~spekulierte nicht nur als Philosoph, das Spekulieren war überhaupt~~
~~seine Passion, aber auf welcher hoch-idealistischen Ebene seine~~
~~Feuerseele sie zu üben wusste, zeigt die Gründung der "Horen",~~
~~die, mit ihrem beredten Beipressen zur Mitarbeit von allem, was~~
~~im intellektuellen Deutschland Rang und Namen hatte, Fichtes,~~
~~Dalbergs, Herders, Hufelands, beider Humboldts, Matthiissons, des~~
~~Geheimen Rates von Goethe, keinen geringeren Sinn hatte, als die~~

+ w. *haben* *habe* *als* *Philo-*
sof *der* *Spekulation* *in* *der* *Wissenschaft*
von *Philo-* *und*
gan *zu* *lesen*

Organisation des Geistes. Wie fern lag dem zuletzt genannten gutherzigen Mitarbeiter solche Idee, das generöse Interesse daran! Wenn Schiller gelegentlich Kummer kundgibt über Goethes egoistische Indolenz, seinen Unglauben an die Verwirklichung von etwas Gutem, so meint er diese kühle Gleichgültigkeit gegen das Organisatorische. Zu seinem eigenen geschäftigen Enthusiasmus gehörte allerdings ein nach aussen gerichteter kulturpolitisch diplomatisierender Wille, der Goethen fremd war. "Schiller," sagt er, und es nimmt sich überraschend aus in dem Munde des Hof- und Weltmannes, "hatte viel mehr Lebensklugheit und Lebensart und bedachte viel besser, was er sagte, als ich, der so manches Mal durch rückhaltlose Äusserungen gute Menschen zurückgestossen und die Wirkung seiner besten Sachen verdorben hat." Und ist es denn auch ein Wunder, dass der aus der Not des Lebens Aufsteigende, von der Not Erzeugene und Ehrgeizige, dem es um den seinen Genie gebührenden grossen Platz in der Welt zu tun ist, mehr diplomatische Klugheit entwickelt, als der unabhängig Geborene und Begünstigte, der weniger "bedenkt, was er sagt"? "Wenn Schiller Königreiche gewinnt, hat er sie sicher von vornherein im Auge gehabt," schreibt Hermann Grimm, wohl der beste Psycholog unter seinen Kritikern. Nun, das grösste Königreich, das Schiller gewann, war Goethes Freundschaft, - und sollte es dabei, sollte es bei der Annäherung an den misstrauisch sich zurückhaltenden Goethe, der sich, aus Italien zurückgekehrt, "zwischen Ardinghelle und Franz Moor verdriesslich eingeklemmt fand," ganz ohne Vorsatz und Diplomatie zugegangen sein? Der Zufall des gemeinsamen Weggehens aus jener Sitzung der naturkundigen Gesellschaft in Jena, will mir nicht so recht zufällig scheinen, auch nicht, dass es Schiller war, der das Gespräch mit einer Äusserung eröffnete, die Goethe sofort erwärmte, ihn so belebt, dass er es nicht lassen kann, dem Verfasser der "Räuber", des unsympathischen "Don Carlos" und des verdächtigen Aufsatzes über "Anmut und Würde" aus dem Stegreif seine Herzens-

↙ aber dann später

erfahrung, die Theorie der Pflanzenmetamorphose beredtest zu entwickeln, und ihm das Bild einer symbolischen Pflanze, der Urpflanze in vertraulicher Begeisterung auszumalen. Dann kommt das berühmte: "Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee", - dies konsternierende Frontmachen Schillers, das das Gespräch einen Augenblick gefährdet, es dann aber desto angeregter weitertreibt. Denn auf Goethes unwirsche Erwiderung: "Das kann mir sehr lieb sein, dass ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe", lenkt Schiller, der die Unterhaltung keineswegs abreissen zu lassen wünscht, auch, wie Goethe sehr wohl weiss, "mich mehr anzuziehen als abzustossen gedachte", schon von wegen der "Horen", für die er so sehr gern den "Wilhelm Meister" haben möchte, - er lenkt sofort mit überlegener Lebensart ein, antwortet "als gebildeter Kantianer", und so geht der Disput trotz aller Gegensätze, reizvoll gerade durch sie, lange noch glücklich weiter. Denn, sagt Goethe, "Schillers Anziehungskraft war gross, er hielt alle fest, die sich ihm näherten" (oder denen er sich näherte), und es endet damit, dass Goethe Versprechungen für die Zeitschrift macht. Das Eis ist gebrochen und eine antipodische Freundschaft eingeleitet, - das berühmteste aller geistigen Bündnisse, das durch die Wechselwirkung zweier grosser Naturen auf einander so reiche Früchte tragen sollte. Aber garkein Zweifel, dass seine Entstehung der zielbewussten Initiative Schillers zu danken ist, dass er sie diplomatisch manipulierte, und dass es, wenn er nicht gewusst hätte, was er wollte, bei Goethes Indolenz und ursprünglicher Abneigung beim fremden Neben-einander-Mitleben geblieben wäre.

Psychologie führt leicht zur Pietätlosigkeit. Aber sie ist nun einmal eine Seite, die naturalistische sozusagen, der Wahrheit, und so will ich die Lästerung nur wagen, dass auch der ^{24. Aug. 1795} grosse Geburtstagsbrief, worin "mit freundschaftlicher Hand" und mit beispielloser Gescheitheit "die Summe von Goethe's Existenz gezogen" wurde, zum guten Teil ein Werk der Diplomatie war, ja, dass es im Grunde nicht anders steht um die unschätzbare

Abhandlung von Naiver und Sentimentalischer Dichtkunst, die, geistvoll wie nichts in der Welt, zu verstehen gibt, dass der spekulative und der intuitive Geist, sind sie nur beide genialisch, sich auf halbem Wege begegnen müssen, als ebenbürtig zusammengehören, - kurz, dass es auch hier im Grunde um den grossen Platz, den Platz an Goethes Seite geht.

Habe ich recht oder unrecht, zu sagen, dass Diplomatie, Zielbewusstheit, die Lust, "es auf etwas anzulegen" in Verbindung mit einer Grösse wie derjenigen dieses Geistes, etwas Kindliches hat? Sein Name wurde mit Titeln geschmückt, - offenbar ist es zu wenig gesagt, dass er es sich nur eben gefallen liess. Er legte es darauf an. 1784 hat der Fünfundzwanzigjährige in Darmstadt Gelegenheit, dem Herzog Carl August von Weimar den gerade fertigen 1. Akt des "Don Carlos" vorzulesen. "Das ist ja vorzüglich", sagt der Herzog. "Wirklich?" antwortet Schiller. "Dann haben Ew. Hoheit doch die Gnade, mir den Titel eines Rats zu verleihen!" "Aber mit dem grössten Vergnügen!" lacht Karl August, und das Reskript ist rasch ausgefertigt. - "Rat" ist gut, aber "Hofrat" ist besser. Er wird es nicht von selbst, er wird es 1790, kurz vor seiner Heirat, auf seine diesmal an den Herzog von Meiningen gerichtete Bitte. Aber zwölf Jahre später, "Wallenstein", "Maria Stuart" und die Jungfrau liegen zurück, ist es wieder Carl August, der dem ersten Dramatiker Deutschlands, ohne dessen Zutun gewiss nicht, beim Kaiser die Erhebung in den erblichen Adelsstand erwirkt. So heisst er nun, für den kurzen Rest seines Lebens, Herr Hofrat von Schiller und freut sich daran, wissend denn doch wohl in seinem grossen, kindlichen Herzen, dass dieser irdische Tand von ihm abfallen wird im Augenblick seiner Verewigung, und dass er wie in den Tagen seiner tyrannisch befuchtelten und aufrührerischen Jugend Friedrich Schiller wieder sein wird als unsterbliche Gestalt.

Das Kind im Manne, das Kind im Künstler, - ganz zuletzt, kann man nicht das grossartig Kindliche, jenes Ewig-Knabenhafte

Spot ~~ten~~

~~Ich habe die in Schaff~~
~~Goethe ihm war drey~~
~~Goethe empfand das Ganze als eine~~
~~begegnende Kindeskopferei~~

13

empfind
auch wiederfinden in der jahrelangen Selbstkasteiung des mächtigen Künstlers durch philosophische Spekulation, die sich Vergraben in aesthetische Metaphysik und Kritik ~~unter gewaltsam asketischen Verzicht auf dichterisches Schaffen~~ um der Freiheit willen, - das heisst, weil er den dunklen, aus dem Unterbewussten wirkenden Impuls der Kunst als etwas inhuman Zwanghaftes, unwürdig des freien, sittlichen Menschen empfand und nicht mehr dem Schöpferischen sich hingeben wollte, bevor er das Instinktive zum klar bewussten Vernunftgesetz erhoben? "Es ist betäubend", sagt Goethe noch nachträglich ~~bekümmert~~, wenn man sieht, wie ein so ausserordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nichts helfen konnten." "Unselig" nennt er die Zeit jener Spekulationen, wo Schiller sich wahrhaftig mit der Intention geplagt habe, die sentimentale Poesie von der naiven ganz frei zu machen, aber für jene Dichtart natürlich gar keinen Boden habe finden können, was ihn in unsägliche Verwirrung gebracht habe. "Also", setzt der Alte lächelnd hinzu, "die sentimentale Poesie ohne einen naiven Grund, aus welchem sie gleichsam hervorwächst, nur irgend bestehen könnte!" *fröhlich*

~~Es ist das Lächeln der Weisheit über eine ergreifende Kindesköpfigkeit, deren schöpferische Grundgewalt über die Mühsal der Spekulation triumphal überlebte und sich, durch sie hindurchgegangen, auf einer höheren Stufe der Produktion in geadelter Einfalt wiederfinden sollte. "Eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst", schreibt er, im Begriff, den "Wallenstein" anzugreifen, "wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muss ich mich immer mit Prinzipien plagen. Da bin ich bloss ein Dilettant ... Die Kritik muss mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und geschadet hat sie mir in der Tat, denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, eh mir noch eine Regel bekannt war, vermisste ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und~~

nachschauen
~~Das~~ ~~Es~~ ~~war~~ ~~das~~ ~~bestimmte~~ ~~Konfessions~~ ~~von~~
~~eine~~ ~~agregierte~~ ~~Kindesköpfigkeit~~

bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiss. Bin ich aber erst so weit, dass mir Kunstmässigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre ewige Freiheit zurück und setzt sich keine andern als freiwillige Schranken."

Man sieht, er spekuliert noch, indem er der Spekulation den Laufpass geben möchte, und worauf er rechnet, ist eine zweite Naivität und Unbewusstheit, - das Wunder der wiedergeborenen Unbefangenheit. Er hat sich nicht verrechnet, und wir dürfen dem Goethe'schen Bedauern nicht folgen über die fünf der Theorie und Kritik geopfert Jahre, nicht nachsprechen, dass sie dieser mächtigen Begabung unnütz gewesen seien. Sie haben ^{ihm} wohl zunächst die Hervorbringung erschwert, ^{ihm} sie heikler, wählerischer, strenger gegen sich selbst gemacht, ^{seine mühsame Begabung} aber ~~sie~~ weit entfernt sie zu lähmen, gegen ihre ersten stürmischen Manifestationen, sogar noch gegen den "Carlos" gereinigt, veredelt und gehoben und ihr, statt hingerissenen Draufgängertums, echte Souveränität verliehen. "Man muss," hört man ihn zur Zeit der "Jungfrau von Orleans" sagen, "man muss, wie ich bei diesem Stück sehe, sich durch keinen allgemeinen Begriff fesseln, sondern es wagen, bei einem neuen Stoff die Form neu zu erfinden und sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten."

Das klingt recht praktisch, es drückt sich ein frisch realistisches Verhältnis zur Form, zur Kunst darin aus, - und schon meldet sich das Bedürfnis, dem himmelblau-idealistischen Nimbus, der seine Gestalt als konventionelle Glorie umgibt, denn doch ein etwas kräftigeres Kolorit zu geben, ihm den Farbton von Realismus beizumischen, der zum Wesen seiner Grösse gehört und ganz einfach eine Sache der Vitalität, der Energie, Zähigkeit, Lebenswilligkeit und -Tüchtigkeit ist, ohne ~~allwelches~~ welches er nicht geworden wäre, was er war und ist. Man vergleiche nur seinen seelischen Habitus, die Gewalt seines zum Erfolg berufenen Lebens

höchsten

mit Hölderlins Natur und deren hautloser, schalloser Unfähigkeit, es mit Leben und Wirklichkeit aufzunehmen, diesem hochverschwärmten Wesen, das die Welt nicht aushält, an ihr zerbricht, durch jede Berührung mit dem Gemeinen aus der Fassung geworfen wird und Zuflucht im Wahnsinn findet. Schiller hat das Fremdlingstum des Poeten auf Jovis fortgegebener Erde, sein Schicksal höheren Heimatrechtes in einem sehr schönen Gedichte innig besungen. In dem jungen Hölderlin aber schon sieht er "einen höchst subjektiven Idealisten, der in sich hineinlebt und die Brücke zur gegenwärtigen Welt nicht zu bauen vermag" und schreibt an Goethe, einen anderen hohen Tüchtigen: "Hölderlin hat eine heftige Subjektivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefsinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so schwer beizukommen ist." Das ist ein Urteil sich distanzierenden Mitleids. Er selbst, obgleich Idealist gewiss in jedem Sinn, dem philosophischen und künstlerischen, hat von entnervender Schwärmerei nicht das Mindeste und ist auf Erden weit mehr zu Hause, als er es seinem zu spät gekommenen Poeten mit einer Art von zärtlichem Spott zu sein erlaubt.

Man findet in den Äusserungen dieses Freiheitsideologen zur Politik und zum sozialen Problem eine realistische Unverschwärmtheit, die verblüfft. Es bleibt nicht bei dem berühmten "Die Mehrheit ist ^{der} ~~ein~~ Unsinn", womit er die Demokratie vor den Kopf stösst. Das Wort wird abgewandelt in dem Epigramm "Majestas populi":

"Majestät der Menschennatur! Dich soll ich beim Haufen Suchen? Bei wenigen nur hast du von jeher gewohnt. Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein."

Goethe hatte schon recht, zu sagen, der Verstorbene sei weit mehr Aristokrat gewesen, als er, aber nicht sehr recht, hinzuzufügen, Schiller habe nur besser nach seinen Worten gesehen.

Er war nicht vorsichtig und hat aus Liebe zu den Göttern Griechenlands das Ärgernis nicht gescheut, seine Abneigung kundzugeben von dem christlichen Eingott, der, freudlos, ohne Bruder, ohne Gleichen auf Saturnus' umgestürztem Throne herrscht.

"Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher."

Er konnte es mit dem Worte so grob treiben wie in dem Distichon von der "Würde des Menschen":

"Nichts mehr davon, ich bitt' euch. Zu essen gebt ihm, zu
wohnen;

Habt ihr die Blösse bedeckt, gibt sich die Würde von selbst."

Das ist ja sozialistischer Materialismus, Gott behüte! Es ist jedenfalls alles andere als Schönrednerei, die der Gewohnheitsirrtum ihm nachsagt.

Wie hat gerade er sich in wolkigem Optimismus gewiegt. Er war Mediziner genug, den Idealismus, das der Unsterblichkeit dargebrachte Opfer irdischen Glücks durch die Verwesung als höhnischen Trug entlarvt zu sehen. In seiner Poesie gibt es Ausbrüche bitterster Verzweiflung an der jenseitigen Gerechtigkeit, am ewigen Lohn für den Verzicht hienieden. Er statuiert die Wahl zwischen Hoffnung und Genuss. "Geniesse, wer nicht glauben kann. Wer glauben kann, entbehre."

"Du hast gehofft, dein Lohn ist abgetragen,
Dein Glaube war dein zugewognes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen:
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Aber wie auf diese Rhapsodie der Desillusion sogleich das "Lied an die Freude" folgt, so ist er vom melancholischen Aspekt der Wahrheit, von der Bereuung des Lebensopfers, mit der Elastizität

des Schöpfers sogleich zu dessen stolzer Bejahung zurückgekehrt. Denn im schöpferischen Verzicht eben bestand sein Glück, und schon der Fünfundzwanzigjährige ruft aus: "Wenn ich denke, dass vielleicht in hundert und mehr Jahren ... man mein Andenken segnet und mir noch im Grab Thränen und Bewunderung zollt, dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis." *Schwärmer*

Spalium

Nein, kein in Sehnsucht vergehender ewiger Jüngling, wie Hölderlin, steht vor uns, sondern ein Mann, gestählt vom Studium der Geschichte, aufs Praktische verwiesen durch das Theater, dessen Forderungen als Meister nachzukommen er, wenigstens der eigenen Meinung nach, spät erst gelernt hat. Er ist mit "Maria Stuart" fertig, seinem sechsten Bühnenwerk, als er schreibt: "Ich fange endlich an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen und mein Handwerk zu verstehen." Das Wort "Handwerk", am Rande bemerkt, hat besonders realistischen Klang. Aber das Merkwürdige ist, dass er sich bis dahin nicht für einen firmen Theatraliker gehalten hat und tatsächlich lange gesonnen blieb, zwischen dramatischer Dichtung und Theatergerechtigkeit zu unterscheiden, ja, im Aufführbaren nur eine vom weiten dramatischen Reich umschlossene Provinz desselben zu sehen. Zur Zeit der "Räuber" versichert er, "auf dem Theater keine Stimme zu präbendieren" und will diesen Geniewurf theatralischen Urtemperaments auch kein Drama, sondern einen "dramatischen Roman genannt" wissen. "Don Carlos" heisst "ein dramatisches Gedicht", und mit aller Entschiedenheit hielt sein Autor das Stück für ein Buch- und Lesedrama, das auf der Bühne nie recht heimisch werden könne, schon wegen seiner Länge nicht; denn in der Erstausgabe hatte es 6000 und einige hundert Verse und nach der letzten Kürzung immer noch über 5000. Seine Dauer kommt leicht auf das Doppelte eines gewöhnlichen Schauspiels, aber Langwierigkeit und Langweiligkeit bleiben zweierlei, und das deutsche Theater scheint dies

kon

407

707

Schwärmer

Lesedrama, das garso gute Rollen und einen so wunderbar tragenden Vers hat, nicht missen zu wollen und zu können - auch die Jungfrau von Orleans übrigens nicht, von der Herzog Carl August nach der Lektüre meinte, spielen könne man das Ding doch kaum, - worin Schiller ihm zustimmte: Nein, für die Bühne sei allerdings die Jungfrau wohl nichts. Sie wurde einer seiner grössten Theatersiege, und die Leipziger Aufführung, der der Zweiundvierzigjährige beiwohnte, war wohl der äussere Höhepunkt seines Lebens. Pauken und Trompeten, Publikumsspalier, Fackeln und Lebehochs auf "Schiller, den grossen Mann!" Und der längst schon schwer Kranke geht hindurch, sehr lang von Wuchs, aber gebeugt, von starkem Knochenbau, aber schwacher Muskulatur, in seinem vom Leiden veredelten, ja verschönten Gesicht den Ausdruck von Schwermut, Freundlichkeit, Ernst und Zerstreutheit, den Goethe beschreibt; etwas geniert, wie immer, vom brausenden Erfolg, auf den er es seines Wissens nicht abgesehen hatte, und der ihm doch eingeboren, seine Natur, sein innerster Wille ist, ganz wie es ein wenig später Natur und tyrannischer Wille seines Bruders in theatralicis, Richard Wagner, war, dessen Begreifen und Ergreifen des Theaters als des Instrumentes stärkster, unmittelbarster, handgreiflichster künstlerischer Wirkung Schiller vorwegnimmt, indem er dies Instrument, ganz wie jener, mit tief Gedachtem, moralisierender Philosophie, kathartischer Würde unkleidet.

Wie er ^{da} durch die Huldigungen der Menge geht vor dem Theater in Leipzig, mag er gedenken, wie es doch jedesmal wieder dasselbe ist, wie unfehlbar die Hingerissenheit, die all sein Tun erregt, wie geheimnisvoll wirksam in ihm das dramatische Organ, das eher ihn besitzt, als dass er es besässe, sich durch Erlernung des Handwerks seiner hätte bemächtigen müssen. Er mag ans Früheste zurückdenken, an die "Räuber" und wie es damit ging. ~~Er~~ kann das wilde, knäbische, in vieler Hinsicht absurde Erzeugnis längst nicht mehr leiden, aber denkwürdig bleibt es ihm doch als erster Wegstein seiner vorbestimmten, rapid ansteigenden Schicksalsbahn. Ein Neunzehnjähriger greift es an, ein befuchelter,

zusammengestauchter, militärisch tyrannisierten, nach Freiheit und kühner Menschlichkeit dürstender Zögling fürstlichen Erzieherdünkels, in dessen persönlicher Not und Empörung wie in einer Sammellinse alles zusammenbrennt, was das Säkulum, was eine falsche Gesellschaft an Empörenswerthem nur immer zu bieten hat. Er nutzt seine zarte Gesundheit aus, um sich recht häufig ins Revier zu legen und im Bett, wo er für den Fall der Überraschung ein medizinisches Lehrbuch bereit hält, heimlich an seinem Stück zu schreiben. Grösste Heimlichkeit ist geboten, denn "die Neigung zur Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts," - und was für eine Art von Poesie ist das! Sein Vorsatz, den er einigen Freunden, einer kleinen Gruppe musisch gestimmter Kameraden, anvertraut, lautet: "Wir wollen ein Buch machen, das durch den Henker absolut verbrannt werden muss." Den Jungen, wenn er ihnen daraus vorliest, steht der Mund offen vor Staunen, was der riskiert. Er liest ihnen daraus im Walde und auf der Stube. Auf der Stube rezitiert er einmal, hin und her rennend, mit schriller Emphase und verzweifelter Gestikulation eine Franz Moor-Szene, da steckt ein Vorgesetzter, Leutnant Nies, den Kopf zur Tür herein und rüffelt: "Ei, so schäme man sich doch solches abscheulichen Fluchens!" Alles verstummt, und der Leutnant zieht sich zurück. "Konfiszierter Kerl!" ruft Schiller ihm unterm Lachen der Freunde nach und kehrt gedämpfter zu seiner Szene zurück.

Zwei Jahre nachdem er zu schreiben angefangen - die Akademie hat ihn entlassen, und er ist Stuttgarter Regimentsmedikus -, liegt das henkerliche Manuskript fertig vor. Drucken, bewahre doch Gott einen jeden, will es kein Mensch. Er muss Schulden machen, die ihn lange drücken werden, einhundertundfünfzig Gulden, um es auf eigene Hand drucken zu lassen. Aber als die Bogen kommen, fährt ihm selbst der Schreck in die Glieder ob seiner Exzesse, und er fängt an, zu mildern, zu tilgen, abzudämpfen. Die Aushängebogen schickt er an Hofbuchhändler Schwan in Mannheim, dessen Bekanntschaft er zufällig

einmal gemacht. Verlegen wollen hat der das Buch auch nicht, aber als er es nun wieder liest, wohl zum ersten Male recht liest, wird ihm, er weiss nicht, wie; das Monstrum lässt dem Mann keine Ruhe mehr, es treibt ihn um, es raubt ihm den Schlaf, der Kopf ist ihm heiss davon, es flammt darin das Wort "Genie!". Er geht mit den Bogen zu Exzellenz von Dahlberg, dem Theaterintendanten, und liest sie ihm vor. Er liest sie vor oder drängt sie zum Lesen auf jedem, auf dessen Urteil es irgend ankommt: ~~dem Regensburger Intendanten, Reichsrat von Berberich, prominenten Schauspielern wie Iffland und Böck,~~ Namentlich die Schauspieler zeigen sich aufgeregt. Natürlich müsse das Ding zum Erträglichen zurechtgestutzt werden, aber wenn man es ihnen zu spielen gebe, könne es ein sensationelles Theater abgeben. Von Dahlberg wird unter Druck gesetzt, - und ohnehin ist auch ihm schon zu Mute, er weiss nicht, wie. Der vornehme Mann schreibt einen schmeichelhaften Brief an den Regimentsbader in Stuttgart, des Inhalts: wenn der Herr Autor die anstössigsten Auswüchse seines bemerkenswerten Produktes zu glätten bereit sei, so wolle er die Aufführung wagen.

Schiller hat nie dergleichen erwartet. Sein Herz schlägt hoch. Eine der bedeutendsten Bühnen Deutschlands er bietet sich bedingungsweise zur Verkörperung seiner heissen Träume und Visionen! Das Buch ist unterdessen, unter allen Schutzmassnahmen der Anonymität, in 800 Exemplaren auf den Markt gekommen, aber er setzt sich hin, es fürs Theater umzuarbeiten, von seiner Vulkanik zu opfern, was eine sinnliche, gesellschaftliche Öffentlichkeit nicht erträgt. Das Opfer ist bitter, die Arbeit mühsam, und der junge Mann hat schliesslich noch andres zu tun: Im Lazarett haust eine Ruhr-Epidemie. Aber er tut, was er kann, tut es, so schnell er kann und wird fertig, - glaubt fertig zu sein, um zu erfahren, dass seine Plage nur der Anfang war eines Prozesses, von dem er sich keine Vorstellung machte, als er dem Theater den kleinen Finger bot. Es nimmt alle fünf, es

Shangpode
Iffland
+
Böck

Er setzt
sich
hin,
das
Buch
zu überarbeiten
has
Theater
umzuverarbeiten

nimmt die ganze Hand. Die Exzellenz in Mannheim ist von den gemachten Zugeständnissen keineswegs befriedigt. Es müssen mehr gemacht werden und immer mehr. Um das Stück von der Gegenwart abzurücken, muss es in ein historisches Kostüm gesteckt, ins 16. Jahrhundert, die Zeit Maximilians und des deutschen Landfriedens versetzt werden. "Aber dafür reden meine Personen doch viel zu modern und aufgeklärt, mein Franz zumal, der ein raisonierender Bösewicht, ein metaphysisch spitzfindiger Schurke ist! Und Amalie ist doch kein Ritterfräulein! Es wird ein fehlervolles und anstössiges Quodlibet werden, eine Krähe mit Pfauenfedern!" Das ist dem Theater ganz einerlei, der Dichter hat sich seinen Notwendigkeiten zu fügen. Und da ^{der Dichter} er ja selbst beteuert hat, dass er auf dem Theater keine Stimme präbendiere, so ist Herr von Dahlberg so frei, schliesslich selbst an der Vorlage noch nach Gutdünken zu ändern, zu entkräften und herabzusetzen. Dann endlich kann man zur Aufführung schreiten. Und was geschieht? Bei der Premiere, der Schiller, ohne Urlaub, heimlich beiwohnt, gleicht das überfüllte Theater (denn über das Stück hat sich so manches herumgesprochen) vor Begeisterung einem Tollhause. Rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie, fremde Menschen fallen einander schluchzend in die Arme, Frauen wanken halb ohnmächtig zur Tür - so geht es zu im Saal; das heisst: es zeigt sich, dass allem, was mit dem Stück geschehen, ein tief inneres "Und doch", "Nur zu", "Macht, was ihr wollt" entgegengestanden hat. Es ist beraubt, zehnmal abgeschwächt, kastriert, verschandelt, denaturiert, aber es gibt das Beispiel ab einer immanenten, eingeborenen, nicht umzubringenden Dynamik, die den ängstlichsten Massnahmen widerstand und sich intakt gehalten hat bis auf den heutigen Tag.

Spalium

Nicht nur den "Räubern" gehört sie an. Ich habe "Kabale und Liebe" nach dem ersten Weltkrieg in München - die Räterepublik war gerade gefallen - vor einem äusserst bürgerlichen, äusserst rückschlägig-konservativ gestimmten Publikum in mittelmässiger

Aufführung gesehen und es erlebt, dass dieses Publikum durch den Atem des Werkes in eine Art von revolutionärer Rage versetzt wurde. Es wurde zum Schiller-Publikum, wie noch ein jedes es geworden ist vor seinen Stücken. "Kabale und Liebe" ist ja von den drei gewaltigen Erstlingen der dritte. "Fiesco" war vorgegangen, die Tragödie geschmeidlich dissimulierenden Ehrgeizes, deren Held schon in der Abhandlung des jungen Akademikers, über den Zusammenhang der geistigen Natur des Menschen mit seiner tierischen, bei Namen genannt ist. Eine Verschränkung, ein Ineinander der Konzeptionen und Produktionen fällt auf wie es sich zuweilen in der Geschichte der Dichtung bietet: "Fiesco" folgt so unmittelbar auf den Abschluss der "Räuber", dass sicher während der Arbeit an diesen der Gedanke an ihn schon hineingespielt hat. "Kabale und Liebe", obgleich erst nach der Flucht begonnen, reicht als Idee noch in die Stuttgarter Zeit zurück und zwar in die Tage des Arrestes, mit dem der Dichter vom Herzog für das unbefugte Verlassen seines Postens zum Besuch der zweiten Aufführung der "Räuber" in Mannheim bestraft wurde, und der ihn tief erbitterte, - günstigste Stimmung zum Ausdenken eines Stückes, worin er die Intrigen, die Laster, die Maitressenwirtschaft eines typischen dix-huitième Hofes geisseln konnte. In Bauerbach, als Gast der mütterlichen Beschützerin, Frau von Wolzogen, arbeitet er eifrig daran, obgleich viel fehlt, dass das Genueser Stück vollendet wäre. Aber ebenfalls schon aus dem Stuttgarter Arrest hat er brieflich verlauten lassen, "Don Carlos, Infant von Spanien", werde der nächstzubehandelnde dramatische Gegenstand sein. 1783, vierundzwanzig, in Bauerbach, entschliesst er sich zu diesem Unternehmen und stellt seinetwegen den Maria Stuart-Stoff zurück, mit dem er doch längst schon stark geliebäugelt hat, der aber erst anderthalb Jahrzehnte später, nach der Bewältigung des "Wallenstein" an die Reihe kommen wird. Im März 83 macht er sich an den "Carlos", bricht aber schon im nächsten Monat wieder, da die Millerin so wenig fertig ist, wie

"Fiesco" es war, als er sich auf das "bürgerliche Trauerspiel" warf, ab. Erst im Sommer des nächsten Jahres kann er an Philipps Hof zurückkehren, - und wie mag es ihm gefallen haben, nach des Musikers Miller Gepolter so anzuheben:

"Die schönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit
Verlassen es nicht heiterer -"

Auf den Carlos blickte er zurück, als er 20 Jahre später in der Vorrede zur "Braut von Messina" schrieb: "Durch Einführung einer metrischen Sprache ist man der poetischen Tragödie schon um einen grossen Schritt näher gekommen." Aber so lange vorher, bereits, gleich nach den drei mächtigen tragischen Anläufen, deren schmetternde Rhetorik im Ungebundenen verharrte, heisst es: "Ein vollkommenes Drama soll, wie uns Wieland sagt, in Versen geschrieben sein, oder es ist kein vollkommenes und kann für die Ehre der Nation gegen das Ausland nicht konkurrieren ... Weil ich die Wahrheit jenes Ausspruchs überzeugend erkannte, habe ich diesen Karlos in Jamben entworfen." Was er entwirft, ist vorderhand nicht mehr, als ein fürstliches Familiengemälde. Aber sein politischer Puls, der in eins schlägt mit dem dramatischen selbst, muss das Bild um den Kontrast bereichern von starrer Menschenverachtung und edelmütigeren Ideen, Ideen von Freiheit und Völkerglück, die den Vers klingen und schwellen machen und ihm nicht nur rednerischen Schwung, sondern mehr als einmal einen unvergleichlich rührenden Tonfall verleihen.

"Sagen Sie

Ihm, dass er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekten
Gerühmter besserer Vernunft das Herz -
Der zarten Götterblume, dass er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert.
Ich hab' es ihm zuvorgesagt -"

Was gibt es Schöneres, Edleres, Herzbewegenderes? Das ist kein Rhetor nur und "Moraltrumpeter", das ist ein Dichter, der das Auge zu feuchten vermag, während er zugleich das Herz erbittert gegen das Unmenschliche. Sein ausdrücklicher Vorsatz ist, "durch die Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen." "Ich will einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stossen." Und sonderbar ist es, zu denken, dass dabei der grosse Libera^{te} Maria, die schöne katholische Sünderin, und allen Sinnenzauber ihrer Religion, ~~den Mortimers Arie besingen soll~~, schon heimlich im Herzen trägt!

"Don Carlos", - wie könnte ich je die erste Sprachbegeisterung meiner fünfzehn Jahre vergessen, die an dem stolzen Gedicht sich entzündete! Es steht, einen gewinnendsten Augenblick festhaltend von Schillers dichterischer Biographie, an der Schwelle zur Reife, zur Meisterschaft und nimmt in seinem Gesamtwerk ungefähr die Stellung und Stufe ein, wie in demjenigen Wagners der "Lohengrin", dem ich aus verwandten Gründen Liebe bewahre. Noch hört man den Sturm und Drang der Jugend nachklingen im "Carlos", und später wird sein Vers sich nicht mehr in verquollenen Metaphern gefallen, wie:

"Durch labyrinthische Sophismen kriecht
Mein unglücksel'ger Scharfsinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds gähem Rande stutzt -"

Aber welcher Anstand, welche Flüssigkeit, höfische Geschmeidigkeit, Beweglichkeit, glanzvolle Noblesse und dramatische Schlagkraft des Jambus in diesem Werk eines Fünfundzwanzigjährigen! Schon versteht sich der Vers, ausser hohen Gefühlsakzenten, auf ein überraschend natürliches Parlando, wie dort, wo Philipps Ruf an Posa ergeht:

"Mich will er haben? - Mich? - Ich bin ihm nichts,

Und Dinge sind down, in der 25
Zählung das davor stehende Bekenntnis
Seines Lebens in kurze kurze Zeilen zusammenzufassen

In 90
Sinfonie
Kurz
Referat
Johann Sebastian Bach

Diese Vierz. elva

ich wahrlich nichts! - Mich hier in diesen Zimmern !
 Wie zwecklos und wie ungereimt! - Was kann
 ihm viel dran liegen, ob ich bin? - Sie sehen,
 es führt zu nichts."

Dieser Vers kann in geschlossener Sentenz das lebenddurchwaltende
 Glaubensbekenntnis des Dichters in vier Zeilen zusammendrängen:

"Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,
 Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide
Gehören für einander. Diesen Glauben
 Soll mir kein feiges Vorurteil zerstören."

Und dann weiss er sich virtuos in seine rhythmischen Bestandteile
 aufzulösen und sich zerstückt auf fünf, sechs Stimmen zu verteilen,
 wie in der Szene vorm königlichen Kabinett, der ich früh meine
 Huldigung dargebracht habe, als Philipp den "Menschen", um den er
 die Vorsicht angefleht, verloren hat:

"Graf, was ist geschehen?
 Sie sind ja blass wie eine Leiche.-
 Das
 Ist teuflisch!-
 Was denn? Was denn?-
 Was macht
 Der König?-
 Teuflisch? Was denn?-
 Der König hat
 Geweint.-
 Geweint!-
 Der König hat geweint!"

Und aus dem Kabinett stürzt Alba mit funkelnden Augen, umarmt
 den Priester:

"Lassen Sie

In allen Kirchen ein Te Deum tönen.
Der Sieg ist unser."

Wagner hat, um von der grossen Oper abzurücken, die ihn erzog, immerfort den Effekt gescholten. Aber Schillers Generosität weiss dem Effekt seine Unschuld zurückzugeben, ihm eine edle Naivität zu verleihen, dass man Lächeln und Schelten vergisst und davor hinknien möchte.

Spalium

Schillers Sprache - es käme ihr eine eigene Betrachtung und eingehende Studie zu, angefangen mit seinen hoch-pointierten Schlüssen, diesem "Dem Mann kann geholfen werden", "Dem Fürsten Piccolomini", "Der Lord lässt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich", die untereinander verwandt und so ganz sein eigen sind. Er hat sich ein persönliches Theater-Idiom erfunden, unverwechselbar nach Tonfall, Gebärde und Melodie, sofort als das Seine zu erkennen, - das glänzendste, rhetorisch packendste, das im Deutschen und vielleicht in der Welt je erfunden worden, eine Mischung von Reflexion und Affekt, des dramatischen Geistes so voll, dass es schwer ist seither, von der Bühne zu reden, ohne zu schillerisieren. Die Epigonen haben es sehr mittelmässig gemacht. Zu wahrer Nachfolge gehört rechte Bewunderung. Ibsen war ein grosser Bewunderer Schillers, und sein poetisierter Intellektualismus, wie selbst noch Wedekinds moralisierendes Grotesk-Pathos stehen dem Schiller-Drama viel näher als Wildenbruch und seine Gesellen. Dabei muss man auf die verzwickte Geheithheit hinweisen, die dieser Sprache, besonders im Jugendwerk, eignet und zu grösster Aufmerksamkeit nötigt, wenn man genau folgen will. Das zeitgenössische Publikum fand den Fiesco "zu gelehrt". Das ist ein ungeschickter Ausdruck für einen Intellektualismus der Redeweise, ganz ungewohnt bisher auf dem Theater. Wie sprechen diese Personen! - in den "Räubern" gleich, wo nicht nur Franz, der spekulative Schurke, ein Intellektueller ist. Alle reden sie, in grossem Wurf, mit einer verwickelten, gedachten Emphase, die sanfte Luise kaum weniger als Fiesco; ~~Herrina~~ *Verrina* und

so sehr!

Karl Moor, ja manchesmal selbst der knorrige deutsche Mann, Musikus Miller, sodass man sich eigentlich wundern muss, wieviel davon gleichwohl Volksgut geworden oder doch in den Mund der gebildeten Schicht übergegangen ist und sich bis heute, trotz aller Entfernung vom Literarisch-Klassischen darin erhalten hat, - allerdings ganz vorwiegend aus den Versdramen; denn der Vers begünstigt die eingängig sentenziöse Prägung, und der Schiller'sche neigt ausnehmend dazu: zu sehr, wie manche finden. Wir sind da bei der moralischen Tirade, über die man sich gern lustig macht, - zu Unrecht, meine ich, in seinem Fall. Es mag hohl klingen: "Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt", aber dahinter steht wahrhaftig der Mensch, der wirklich an sich und sein Wohlsein allezeit zu allerletzt gedacht hat und in der Sache, im Werk, im Menschheits- und Kulturgedanken rein und hochherzig aufging.

Im Übrigen sind die herrscherliche Virtuosität, mit der ^{Schiller} er dem Jambus gebietet, der noble Wohlklang und Glanz, den er ihm verleiht, ohnegleichen. Er behandelt ihn mit souveräner Freiheit; es kommt ihm nicht darauf an, ihm sechs Füße zu geben, statt fünf, oder ihn auf die Hälfte abzukürzen, oder das Silbenmass aus den Fugen gehen zu lassen, wie in Theklas Klage um Max:

"Da kommt das Schicksal - Roh und kalt,
Fasst es des Freundes zärtliche Gestalt
Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde -"

"Untern" wäre unschön gewesen; und ausserdem ist das drüber und drunter des Rhythmus lautmalerisch. Talbots berühmtes "Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens" beginnt ungeniert mit einem Anapäst. - Drastische Realismen finden sich, die ebenfalls virtuos wirken und den hohen Ton äusserst wirksam verleugnen, so, wenn Wallenstein sagt: "Und - wohl erwogen, ich will es lieber doch nicht tun." Oder: "Prag! Sei's um Eger! Aber Prag? Geht nicht." Oder Max Piccolomini: "Es kann nicht sein, kann

nicht sein, kann nicht sein! Siehst du, dass es nicht kann!"
 Oder Oktavia zu ihm: "Max! Folg mir lieber gleich, das ist doch besser." Oder Wallenstein zu ihm: "Max! Du kannst mich nicht verlassen. Es kann nicht sein, ich mag's und will's nicht glauben, dass mich der Max verlassen kann." ✓

Es ist kein Zufall, dass diese Beispiele dem "Wallenstein" entnommen sind; denn das Riesenwerk, das ihm die schwerste ästhetische Sorge bereitet hat, und über dessen kaum zu klärender und zu formender Stoffmasse er am längsten gebrütet, hat seinen ganz eigenen, von dem all seiner anderen Gedichte verschiedenen Stil und Ton, der, stolz wohl, aber unemphatisch und von einer ins Schöne gebannten Realistik, das Produkt jener Mischung aus objektiver Kühle und artistischer Begeisterung ist, von der sein Verhältnis zu dem Vorwurf bestimmt war und von der er in seinen Briefen spricht. "Der Stoff und Gegenstand" sagt er, "ist so sehr ausser mir, dass ich ihm kaum eine Neigung abgewinnen kann; er lässt mich beinahe kalt und gleichgültig, und ich behandle ihn, vorzüglich den Hauptcharakter, bloss mit der reinen Liebe des Künstlers ... Auf dem Weg, den ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, dass mein Wallenstein durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich bloss vor dem Extrem der Nüchternheit, nicht wie ehemals vor dem der Trunkenheit zu fürchten."

Nur hier lässt der Schillersche Vers sich herbei, unbeholfen zu tun und nach dem Volks- und Bedientenmunde zu reden:

"Den grossen Kelch verlangt man, Kellermeister ...
 Der auf des Friedrichs seine Königskrönung
 Vom Meister Wilhelm ist verfertigt worden ...
 Ja, den! Den Umtrunk wollen sie mit halten."

Aber auf dem Becher, von Golde schwer, sind "kluge Dinge zierlich abgebildet," und die erklären die Leute einander, indem sie etwas Geschichte treiben "Gleich auf dem ersten Schildlein, lässt mal

Auslassung!

Die Grenze während nimmt da
 der begehrtige Artikel von dem
 Namen sich aus! [Spalium!]

✓
 811
 451

sehn!" Da sitzt eine Weibsperson zu Pferd übern Krummstab und Bischofsmützen, und auf einer Stange trägt sie einen Hut, nebst einer Fahn, worauf ein Kelch zu sehn. Was meint denn das? - Das meint die Wahlfreiheit der böhm'schen Kron und wird bedeutet durch den runden Hut, Des Menschen Zierrat, siehst du, ist der Hut, denn wer

"Den Hut nicht sitzen lassen darf vor Kaisern
Und Königen, der ist kein Mann der Freiheit."

Und der Kelch?

"Der Kelch bezeugt die böhm'sche Kirchenfreiheit,
Wie sie gewesen zu der Vater Zeit.
Die Väter im Hussitenkrieg erstritten
Sich dieses schöne Vorrecht übern Papst,
Der keinem Laien gönnen will den Kelch.
Nichts geht dem Ultraquisten übern Kelch,
Es ist sein köstlich Kleinod, hat dem Böhmen
Sein teures Blut in mancher Schlacht gekostet."

Die Rolle darüber zeigt den böhm'schen Majestätsbrief an,

"Den wir dem Kaiser Rudolf abgezwungen,
Ein köstlich unschätzbares Pergament,
Das frei Geläut und offenen Gesang
Dem neuen Glauben sichert wie dem alten."

Freilich, das hat ein End, und seit Pfalzgraf Friedrich in der Prager Schlacht Kron und Reich verloren, ist unser Glaub um Kanzel und Altar, und den Majestätsbrief hat der Kaiser selbst mit der Schere zerschnitten.

So war's, so ist's, die Leute wissen es gut, und auf dem anderen Schildlein sehen sie auch, wie auf dem Prager Schloss des Kaisers Räte, Martiniz, Slavata, Kopf unter sich herabgestürzt gestürzt werden, und Graf Thurn, der es befahl, steht selbst dabei. Das war ein Tag ...

"Schweigt mir von diesem Tag, es war der drei
Und zwanzigste des Mais, da man eintausend
Sechshundert schrieb und achtzehn. Ist mir's doch,

Als wär es heut, und mit dem Unglückstag
 Fing's an, das grosse Herzeleid des Landes.
 Seit diesem Tag, es sind jetzt sechszehn Jahr,
 Ist nimmer Fried gewesen auf der Erden -"

So steht es in den "Piccolomini", wo es gelegentlich unterzubringen war, und entfernt erinnert der bewanderte Bedientenschwatz an den Austausch von Urakten, den in Wagners "Ring" die Nornen oder auch Mime und der Wanderer mit einander pflegen, - sehr gute Szenen an und für sich, doch auch dem Zweck dienend, den Hörer über die vielen Voraussetzungen der Aktion - die mythischen hier, die historischen dort - zu unterrichten. Überhaupt weisen ja die Entstehungsgeschichten der beiden theatralischen Kolosse eine gewisse Verwandtschaft auf. Beide sollten ursprünglich nur ein Drama sein: "Siegfrieds Tod" und "Die Wallensteiner", und beider Schicksal war die Aufteilung in mehrere Abende: Die Tetralogie entstand, wie die Dramendreiheit, aus der baren Unmöglichkeit, die Fülle des Stoffes in einen einzigen Theaterabend von erträglicher Dauer zu pressen. In Schillers Fall gingen viele und lange sorgenvolle Beratungen mit Goethe dem Entschluss zur Auflösung in ein Drei-Abend-Werk voraus - ein Zwei-Abend-Werk eigentlich, mit einem Vorspiel; und wenn man den Dichter schon beglückwünschen möchte zu der erlösenden Bewegungsfreiheit durch zehn Akte hin, die er sich unter des grossen Freundes Zustimmung nahm, so ist nun gar dies Vorspiel, "Wallensteins Lager", aufgeführt zuerst bei der Wiedereröffnung der Weimarer Schaubühne Oktober 1798, ein nicht genug zu preisender Gewinn.

Es waren zwei Sorgenpunkte, auf die bei der Zubereitung des ungeschmeidigen Stoffes der Dichter hauptsächlich den grübelnden Blick gerichtet hielt: die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, erstens, die Armee, also die Basis, auf die Wallenstein seine Unternehmung gründet, vors Auge, auch nur vor die Phantasie zu bringen - und die poetische Brauchbarkeit des Hauptcharakters,

dieses zwar mächtigen und die Mitwelt bannenden, aber umwölkten, zweideutigen, aus Gut und Böse rätselhaft gemischten, fatalistisch zögernden und von seinem eigenen Gedankenspiel ins Verderben geführten Charakters, der, in Schillers Worten, "niemals edel und durchaus nur furchtbar, nie eigentlich gross erscheinen darf." - Nun, mit dem Freimachen eines Vor-Abends für das dramatische Tableau des Lagers vor Pilsen war das erste Problem gelöst, dem Dichter die Möglichkeit gegeben, das, was sonst nur ungeschaut hinter der Szene hätte rumoren können, Wallensteins blind ihm ergebenes Geschöpf und Instrument, den Schrecken der Bauern, den Schrecken des Kaisers, die bunt zusammengewürfelte, übermütig vom Fett des Landes zehrende Heeresmasse in lebendigen Bildern vor Augen zu führen. Er hat die Möglichkeit genial genutzt und eine formale Wendigkeit und Laune dabei bewährt, die bei seiner angestregten Natur in Erstaunen setzt. Wie hat er etwas so Lockeres, künstlerisch Vergnügtes geschrieben, wie diese, sollte man's glauben!, in Knittelreimen hingeworfenen Szenen voll drastischer Zustandsschilderung und spielend überall aufgesetzter zeitkoloristischer Lichter, in denen jedes Wort charakteristisch, jede Figur repräsentativ ist für ein ungeheures Ganzes. Natürlich bot die Bühne nicht Raum dies Ganze auszubreiten, und wie über dem Gesamtwerk das Gebot zeitlicher und personeller Zusammendrängung steht, so wollte gerade hier mit symbolisierender Knappheit gearbeitet sein. Ein paar Soldatentypen der Regimenter, deren Obersten in den nachfolgenden Dramen agieren werden: ein Terzky'scher Wachtmeister und Trompeter, Buttler'sche Dragoner, Isolani'sche Kroaten und Pappenheim'sche Kürassiere, Arkebusiere, Ulanen und Holkische Jäger; eine umgetriebene Marketenderin, die alle mit "Meine Herrn!" anredet und es nicht aufs Kerbholz setzt, wenn das Wohl des jungen Obersten der Pappenheimer, Max Piccolomini getrunken wird; ein Feldschulmeister und seine Buben, dazwische

Corbucci Nr. 34

der Kapuziner, der das wilde Volk zum allgemeinen Gaudium mit seiner saftig christlichen Busspredigt im Stil des Abraham a Santa Clara zusammenstaucht, - das steht schwatzend, diskutierend, streitend, rempelnd, der Prügelei immer nahe im Vordergrund, aber es ist gelungen, dahinter das sorglos schmarotzende, von überallher zusammengelaufene, aber von einem gewaltigen Willen und Ansehen in gläubige Disziplin und stolzes Einheitsbewusstsein gebannte Friedländische Riesenheer - und nicht dies nur, nein, das ganze abenteuerliche Elend der ewigen Kriegsepoche mit ihrem Geruch nach Brand und Lust, ihrer wüsten Libertinage und Soldatenfreiheit fühlbar zu machen und so mit einem gewissen historischen Cynismus den rauchig-bunten Hintergrund zu geben für den grossen Anblick der Schicksalstragödie zu geben, die hier präludiert wird.

Man muss der Behauptung widersprechen, welche Tieck in seiner reichlich ambiguen Wallenstein-Kritik aufstellt - er verwechselt übrigens darin Seni und Sesin - der Behauptung, das Vorspiel gehöre nicht zur Handlung des Werkes, es sei blosser Schilderung "eines" Lagers und seiner Stimmung. Warum nicht gar! Es sind ja, auf niedriger Ebene, in der Sprache der Soldateska und unter ihrem Gesichtswinkel, schon alle Elemente der kommenden, der schon spielenden Handlung gegeben, und jedes Wort zeigt sie auf: das zweifelhafte Verhältnis der Armee und des Feldherrn zum Kaiser, der ihm dies Heer nicht anvertraut, sondern es von ihm empfangen hat, unter Bedingungen, die seinen Schöpfer zum gefährlich unbedingten Herrn und Befehlshaber darüber machen.

"Der führt's Kommando nicht wie ein Amt,

Wie eine Gewalt, die vom Kaiser stammt!"

Und wären es nur zwölftausend, die er kommandiert, wie man's in Wien gemeint. Allein:

"Die, sagt' er, die kann ich nicht ernähren;

Aber ich will sechszigtausend werben,

Die, weiss ich, werden nicht Hungers sterben" -

Das ist die Erfindung der Zeit, die Erfindung des Krieges, der sich selbst ernährt; und die Masse weiss: "Im Ganzen, da sitzt die Macht"; teilt, verringert, schwächt man sie, so ist es geschehen um Furcht, Respekt und Scheu, und dem Bauern schwillt wieder der Kamm.

"Da schreiben sie uns in der Wiener Kanzlei
Den Quartier- und den Küchenezettel,
Und es ist wieder der alte Bettel."

Ja, viel fehlt dann nicht mehr, so nehmen sie uns auch noch den Feldhauptmann, dem man in der Hofburg so nicht grün, nun, da fällt eben alles hin!

"Wer hilft uns dann wohl zu unserm Geld?
Sorgt, dass man die Kontrakte hält?"

Darum ist man sehr schlecht zu sprechen auf die alte Perücke aus Wien, die man seit gestern hier herumgehen sieht mit der guldernen Gnadenkette, und von der man munkelt, sie überbringe dem Hochmögenden, dem aller Befehl gebührt, Befehle solcher Art, wie dass acht reitende Regimenter nach Flandern zur Verstärkung des spanischen Heeres detaschiert werden sollen, das sich anschickt, durch Deutschland nach den Niederlanden zu marschieren. Das ist Tücke. Spanisch Kriegsvolk in Deutschland, über das der Feldherr nichts zu sagen hat!

"Merkst du wohl? Sie trauen uns nicht,
Fürchten des Friedländers heimlich Gesicht ...
Dem Kriegsstand kämen sie gern ans Leben;
Den Soldaten wollen sie nieder halten,
Dass sie allein können walten ...
Freilich! Es wird alles bankerott.
Viele von den Hauptleuten und Generalen
Stellten aus ihren eigenen Kassen
Die Regimenter, wollten sich sehen lassen,
Täten sich angreifen über Vermögen,
Dachten, es bring ihnen grossen Segen.
Und die alle sind um ihr Geld,
Wenn das Haupt, wenn der Herzog fällt."

Da korrespondiert der Knittelvers besser, als Tieck bemerken will, mit dem Jambus nachher in den "Piccolomini", als Wallenstein mit seiner geheuchelten Abdankung alle in Aufregung versetzt:

"Es tut mir leid um meine Obersten,
Noch seh ich nicht, wie sie zu ihren vorgeschoss'nen
Geldern,

Zum wohlverdienten Lohne kommen werden -"

Und geradeso spielt der Eidesformel unverbrüchlicher Treue für Friedland, die Illo und Terzky in den "Piccolomini" aufsetzen,

Pro memoria vor, das im "Lager" die gemeinen Leute beschlies-
sen:

"Dass wir zusammen wollen bleiben,
Dass uns keine Gewalt noch List
Von dem Friedländer weg soll treiben,
Der ein Soldatenvater ist."

Doch immer
Mächtig ragt der Schatten dessen, der hier noch nicht in persona erscheint, mächtig und von faustischer Dämonie umwittert in das Lager-Stück hinein, das ihn mit den kindlich-abergläubischen Augen des Soldatenvolks sieht, denn: "Es geht nicht zu mit rechten Dingen" und "ist nicht ganz ohne."

"Der Feldherr ist wundersam geboren,
Besonders hat er gar kitzligte Ohren,
Kann die Katze nicht hören mauern,
Und wenn der Hahn kräht, so macht's ihm Grauen."

- Was er übrigens mit dem Löwen gemein hat.

"Muss alles mausstill um ihn sein,
Den Befehl haben alle Wachen,
Denn er denkt gar zu tiefe Sachen."

Sie sind einig darin, dass sie, unter seinem Zeichen fechtend, unter "besonderen Mächten" stehen, und das soll ihnen recht sein, welcher bedenklichen Art diese Mächte immer sein mögen, da sie sich wohl dabei befinden.

"Unter des Friedländers Kriegspanieren,
Da bin ich gewiss, zu victorisieren."

Er bannet das Glück, es muss ihm stehen ...

Ja, er hat sich dem Teufel übergeben,

Drum führen wir auch das lustige Leben."

Auf seine Kosten sozusagen; denn sie, die kleinen Leute wird der Himmel nicht zur Rechenschaft dafür ziehen, wieso er denn zum Exempel kugelfest ist, wie "die Affär bei Lützen" so deutlich gezeigt hat. Das ist seine Sache. Der Koller von Elendshaut tut es gewiss nicht, vielmehr ist da eine höllische Salbe im Spiel, die Salbe von Hexenkraut, unter Zaubersprüchen gekocht und gebraut. In den Sternen die Zukunft zu lesen wagt er auch - oder vielmehr, es sind am Ende die Sterne garnicht: Ein graues Männchen pflegt bei nächtlicher Frist durch verschlossene Türen zu ihm einzugehen, und jedesmal hat sich drauf was Grosses ereignet.

Es ist nicht anzunehmen, dass der, von dem da so volkstümlich, mit einer Art von vergnügtem Grauen, geschwatzt wird, etwas einzuwenden hat gegen die Aura von Mysterium und Unheimlichkeit, die ihn in den Augen seines Kriegsvolks umgibt. Er, sich selbst ein Rätsel, ist ganz der Mann, sein geheimnisvolles Verhältnis zu sich selbst bewusst dazu auszunutzen, dass ~~auch andere~~, dass alle ihn im schwankenden Licht der Unbegreiflichkeit sehen und wie sein Schwager Terzky erklären:

"Ich kann mich manchmal garnicht in ihn finden."

So ist es ihm recht, und garnicht recht ist es ihm, wenn andre in sein Innerstes zu sehn verlangen und gar glauben, es zu tun. Als Terzky sagt:

"Was du bisher verhandelt mit dem Feind,
Hätt alles auch recht gut geschehn sein können,
Wenn du nicht mehr damit gewollt, als ihn
Zum besten haben" -

Da gefriert sein Wesen, sein Blick sofort im Hochmut niemanden zulassender Einsamkeit, und er antwortet:

"Und woher weisst du, dass ich ihn nicht wirklich
Zum besten habe? Dass ich nicht euch alle
Zum besten habe? Kennst du mich so gut?

Ich wüsste nicht, dass ich mein Innerstes
Dir aufgetan -"

Nichts könnte echter sein. Er ist der Zwanzigjährige noch, von dem Gordon erzählt:

"Durch unsre Mitte ging er stillen Geists,
Sich selber die Gesellschaft; nicht die Lust,
Die kindische der Knaben zog ihn an;
Doch oft ergriff's ihn plötzlich wundersam,
Und der geheimnisvollen Brust entfuhr,
Sinnvoll und leuchtend ein Gedankenstrahl,
Dass wir uns staunend ansah, nicht recht wissend,
Ob Wahnsinn, ob ein Gott aus ihm gesprochen."

~~Ich glaube an die geniale Getroffenheit von Schillers Wallenstein-Portrait, glaube nicht denen, die wissen wollen, der "Wirkliche" sei "anders" gewesen.~~ Historische und psychologische Intuition sind da der sich nachschleppenden Quellenforschung, die sie nur bestätigen kann, kühn und sicher voran gewesen. Dem Wirklichen hat Kepler das Horoskop gestellt und das Entscheidende seines Schicksals in der Verbindung von Saturn und Jupiter im ersten astrologischen Hause, dem Hause des Lebens, erblickt. Es ist diese Verbindung saturnischer und jovialischer Elemente, aus denen Schiller ~~instinktiv~~ ^{mit dem Ergebnis völliger realistischer Überzeugungskraft} sein Wallenstein-Bild geformt hat, - einen der beschäftigendsten Charaktere, welche die Bühne kennt. Kein Held ist das, für den man sich begeistern, den man lieben, dessen schliesslicher Untergang dem Schauenden Tränen entlocken könnte. Es ist nichts Sentimentales in des Dichters Art, die Gestalt zu visieren: nur eine in stetes Sinnes versetzende, durch ihre Mehrdeutigkeit den Blick brechende, verwunderliche Wahrheit, und selten so stark, wie vor dieser Gestalt, empfindet man, dass die Aufgabe, die ein Historiker sich stellte: zu zeigen, "wie es in Wirklichkeit gewesen," was wenigstens das innerlichst Menschliche angeht, doch eben dem Dichter vorbehalten bleibt.

Saturn: das ist brütende Melancholie, es sind die abseitigen und im Verborgenen gärenden Gedanken, das selbstherrliche sich Erheben über menschliche Gebote, die skeptische Indifferenz in religiösen Dingen, die sonst die Leidenschaft der Zeit sind ("Weiss doch niemand, woran der glaubt"), Ausfälle im Gefühlsleben, Unbarmherzigkeit, unberechenbare und erschreckende Stimmungen, dunkle Verträumtheit, Ehr- und Machtbegierde, Phantastik und nachtwanderische Verwegenheit.

"Nichts ist gemein in meines Schicksals Wegen,
Noch in den Furchen meiner Hand. Wer möchte
Mein Leben mir nach Menschenweise deuten?"

Das Aussermenschliche seines Wesens schreckt; aber was Jupiter der saturnischen Unheimlichkeit hinzufügt, ist ein Königlich-Gebietendes, ein unverkennbar Herrscherliches, welches nicht nur Furcht, sondern Ehrfurcht, Glauben, Hingabe erzeugt, weil es deutlich zuletzt aufs Gute, Vernünftige, den Menschen Wohltätige - auf den Frieden gerichtet ist, sei es gewiss auch der Friede seiner Macht und Herrschaft. Er ist ein grosser General, der, obgleich protestantisch geboren, der kaiserlich-katholischen Vormacht in Europa gewaltige militärische Dienste geleistet hat. Aber er führt den Krieg nicht um des Krieges willen, und wenn er durch Diplomatie und den blossen Druck der Riesenheere, die ihm sein Name wirbt, das Schlagen vermeiden kann, so weicht er ihm aus. Wie recht hat der junge Piccolomini, als er von ihm sagt, dass

"an Europas grossen Besten
Ihm mehr liegt als an ein paar Hufen Landes,
Die Oestreich mehr hat oder weniger,"

dass man ihn zum Verräter mache, weil er die Sachsen schone, beim Feind Vertrauen zu erwecken suche, das doch der einzige Weg zum Frieden sei! Wallenstein heuchelt nicht, wenn er, die Pappenheimer zu gewinnen, Oesterreich anklagt, es wolle keinen Frieden, und darum eben, weil er den Frieden suche, solle er fallen.

"Mir ist's allein ums Ganze. Seht! Ich hab
Ein Herz, der Jammer dieses deutschen Volks erbarmt mich.

Seht! Fünfzehn Jahr schon brennt die Kriegesfackel,
 Und noch ist nirgends Stillstand. Schwed und Deutscher!
 Papist und Lutheraner! Keiner will
 Dem andern weichen! Jede Hand ist wider
 Die andre! Alles ist Partei und nirgends
 Kein Richter! Sagt, wo soll das enden? wer
 Den Knäul entwirren, der, sich endlos selbst
 Vermehrend, wächst - Er muss zerhauen werden.
 Ich fühl's, dass ich der Mann des Schicksals bin,
 Und hoff's mit eurer Hilfe zu vollführen."

Er heuchelt nicht, wenn er gleich hier, wie oftmals, das "jovialisches" Element seines Wesens zweckhaft hervorkehrt, - will sagen: zu saturnischen Zwecken, denn er will das Regiment für die Felonie, den Verrat und Abfall gewinnen, über dem er brütet. Das Eine ist so wahr wie das andere. Ranke erzählt, wie schon früh, bei der Besetzung des niedersächsischen Kreises durch seine Truppen, die Verbindung von militärischer Zucht, die er gewaltig handhabte, mit ökonomischer Fürsorge seiner Okkupation ein eigentümliches Gepränge gegeben habe, - sie habeeinen landesfürstlichen Zug gehabt. Das stimmt ganz zu den Worten des Schiller'schen Wallenstein:

"Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren;
 Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig
 Mich bei des Reiches Fürsten niedersetzen..."

Aber wenn er, einst ein schlichter Edelmann, nun Fürst und Herzog, seine Hand nach der böhmischen Krone ausstreckt, so ist zu bezweifeln, dass sein ungemessener, insgeheim nach der Sternensunde ausspähender Ehrgeiz es dabei sein Bewenden wird haben lassen. Seine Soldaten im Lager haben darüber ihre eigenen Gedanken. "Ist nach dem Kaiser der nächste Mann," sagt der Wachtmeister,

"Und wer weiss, was er noch erreicht und ermisst,
 (pfiffig)

Denn noch nicht aller Tage Abend ist."

Bedenkt man, dass der Besitz von Böhmen als Rechtstitel für die

Wahl zum Kaisertum galt, so scheint das nicht in den Wind gesprochen.

Grossartig kommt der Jupitergeist, in den er angeborenen Einblick hat, und gegen den doch das Saturnische in ihm zu rebellieren gezwungen ist, zum Ausdruck in dem tiefsinnigen Monolog vor der Zusammenkunft mit dem schwedischen Oberst, dieser klarsichtigen Besinnung auf die Furchtbarkeit seines Vorhabens:

"Und was ist dein Beginnen? Hast du dir's
Auch redlich selbst bekannt? Du willst die Macht,
Die ruhig sicher thronende erschüttern,
Die in verjährt geheiligtem Besitz,
In der Gewohnheit festgegründet ruht,
Die an der Völker frommen Kinderglauben
Mit tausend zähen Wurzeln sich befestigt."

"Das Jahr," so sinnt er, "übt eine heiligende Kraft" Was alters-
grau, das ist dem Menschen göttlich, und weh dem, der an den
würdig alten Hausrat ihm rührt, das teure Erbstück seiner Ahnen!

Es hat nie ein Titanismus vertrauter mit der Macht und
Würde des Bestehenden über seine Vermessenheit nachgedacht. Es
hat auch nie ein Verräter mit klarerer Einsicht über die Unent-
behrlichkeit von Treu und Glauben für jede menschliche Gesell-
schaft, jede Gesittung gesprochen wie Schillers Wallenstein.

"Die Treue, sag ich euch,
Ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund;
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren."

Was immer sonst wütend ringe, einander zu zerstören, das mache
Frieden, vertrage, vergleiche sich, den gemeinen Feind der
Menschlichkeit, das wilde Tier, das einfach nicht zu Duldende,
das Unerträgliche, mit dem das Leben nicht bestehen kann, die
Treulosigkeit zu jagen. Der so spricht, so denkt, treibt den
Emporkömmling Buttler an, in Wien um den ersehnten Grafentitel
einzukommen und gibt sich den Anschein, das Gesuch "mit edler
Freundeswärme" zu unterstützen, macht ihn aber in Wahrheit dem

Minister verächtlich und rät, seinen Dünkel mit kränkender Abweisung zu züchtigen, - tut das, um den bei der Armee einflussreichen Mann mit dem Hause Oesterreich aufs Blut zu verfeinden und ihn an sich und seine Pläne zu fesseln. - Und Max Piccolomini? Er liebt diesen Jüngling, liebt ihn wie ein Vater und mehr als ein Vater. Den Morgenstern nennt er ihn, der ihm die Lebenssonne heraufführe. Seine Bitte in der Verlassenheit: "Max, bleibe bei mir! Bleibe bei mir, Max!" ist erschütternd; und als der edle junge Mensch durch seine Schuld den Tod gefunden, den er als einzige Auskunft aus dem unlösbaren Konflikt von Liebe und Ehre gesucht hat, da kommen von Wallensteins Lippen jene unvergesslichen Schmerzensworte, die an lyrischer Schönheit Theklas allzu kommentarhafte Klage "Das ist das Los des Schönen auf der Erde!" weit übertreffen: jenes

"Denn er stand neben mir wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröte webend."

Und dabei ist wenig Zweifel, dass er ihn betrügt, sich seiner als Mittel seiner Politik bedient, wie nur irgend eines Obersten Buttler. Er schickt ihn als Reisemarschall zur Gräfin und seiner Tochter, die Damen zu ihm nach Pilsen zu holen. Er spekuliert auf Thekla's schöne Augen und Maxens entzündbare Jugend. Er macht ihm vage Hoffnungen auf die Hand der Tochter, die er ihm doch keineswegs zudenkt, sondern sie viel höher zu vermählen beabsichtigt. Das Mädchen ahnt, ja weiss das sehr wohl. "Trau ihnen nicht. Sie meinen's falsch," sagt sie dem Geliebten. "Trau' niemand hier als mir. Ich sah es gleich, sie haben einen Zweck. Glaub' mir, es ist nicht ihr Ernst, uns zu beglücken, zu verbinden." Mit dem "sie" meint sie den Vater, den sie erst seit heute kennt und doch schon kennt. Als Max, in zuversichtlicher Begeisterung für seinen Jupiter-Feldherrn, ihn "wahrhaft und unverstellt," "so gut, so edel" nennt, antwortet sie: "Das

bist Du!"

Es ist saturnische Politik, charakteristisch für die stellarische Doppelnatur des Helden, die er treibt mit dem liebsten Freunde, um ihn gegen seine reine Natur für den Abfall vom Kaiser zu gewinnen; und nicht wundern sollte er sich, dass er selbst Politik, "Staatsklugheit" erleidet von Oktavio Piccolomini, seinem konservativen Gegenspieler, an den ein mystisches Vertrauen ihn bindet. Seine Neigung zu diesen Welschen, Vater und Sohn, eine Bevorzugung, die man ihm vielfach verargt, ist ein von Schiller übernommener charakteristischer Zug des historischen Wallenstein, dessen Bildung und geistige Haltung italienisch-europäisch, übernational und grosszügig-gleichgültig im Konfessionellen war. Papistisch oder protestantisch - in seinem nach Herkunft und Glauben buntscheckigen Heer entschied die Tüchtigkeit für den Dienst, die unbedingte Gefolgschaft für ihn, den Feldherrn, und nichts anderes, - eine pragmatische Freigeisterei, zu der die astrologische Gebundenheit und träumerische Umfangenheit seines Denkens in so sonderbarem Widerspruch steht. Auf diese gründet sich sein Verhältnis zu Oktavio - eine Tragödie für sich, wie diejenige zwischen diesem und seinem Sohn, wie die dritte, gefühlstiefste, zwischen Wallenstein und Max - gründet sich sein durch keine Warnung vor dem "welschen Fuchs" zu erschütternder Glaube an die Treue des alten Waffengefährten, die, so hält er sich versichert, ihm bis in den offenen Abfall vom Kaiser folgen wird, - während, fast unwahrscheinlich, dass er's nicht merkt, Oktavio doch nur bei ihm bleibt, um ihn zu überwachen, ihn sich auf den Verrat festlegen zu lassen, die letzten Beweise abzuwarten und ihn zu verraten.

Schiller hat es sich strikt verboten in Oktavio Piccolomini einen Schurken zu sehen, und wirklich, das ist er nicht. Er ist nur ein kluger Loyal, der weltmännisch kühle Diplomat einer

ihm heiligen Ordnung und Legitimität, der es mit einem durch Faszination und Verwegenheit gefährlichen Gegner zu tun hat, in dessen Behandlung er nicht nur Falschheit, sondern auch verantwortungsvollen Mut beweist. Der Dichter hat diesem Charakter dieselbe psychologisch realistische und letzten Endes unwertbare Ambivalenz verliehen wie seinem Helden. Aber seine Zweideutigkeit, diese Mischung aus Vornehmheit und Tücke, steht, wenn nicht moralisch, so doch ästhetisch, für das Gefühl, unter der Wallensteins, seine Art, dessen blindes, ihm selbst unbegreifliches Vertrauen zu ihm auszunutzen, ist sittlich verstimmend.

"Denken Sie nicht etwa,

Dass ich durch Lügenkünste, gleisnerische
Gefälligkeit in seine Gunst mich stahl,
Durch Heuchelworte sein Vertrauen nähre.
Befiehlt mir gleich die Klugheit und die Pflicht,
Die ich dem Reich, dem Kaiser schuldig bin,
Dass ich mein wahres Herz vor ihm verberge,
Ein falsches hab ich niemals ihm geheuchelt!"

Man fragt sich doch, wo denn der Unterschied ist, die Grenze verläuft, zwischen dem Verbergen des wahren Herzens und dem Erheucheln eines falschen. Ganz fühlt man mit dem jungen Max, wenn er ausruft:

"O diese Staatskunst, wie verwünsch ich sie!
Ihr werdet ihn durch eure Staatskunst noch
Zu einem Schritte treiben - Ja, ihr könntet ihn,
Weil ihr ihn schuldig wollt, noch schuldig machen."

Und als das Grässliche geschehen, Cäsars Ermordung, die Oktavio nicht gewollt, aber herbeigeführt hat, - als ihm dafür der Fürstentitel überbracht wird, da hat er mit seinem "schmerzvollen Blick gen Himmel" kaum Sympathien auf seiner Seite, - kaum mehr als Elisabeth nach der Hinrichtung Marias. Allein steht er da, ein Karrierist der Gesetzlichkeit.

Wie vieles umfasst diese Dichtung an Tragik intim menschlichen und gross geschichtlichen Stils! Tieck hat es bedauert, dass Schiller gerade Wallensteins Gestalt und Schicksal sich zum Thema ansehen und nicht lieber, ein vaterländischer Shakespeare, den Krieg der dreissig Jahre selbst zum Gegenstand einer Dramenreihe gemacht habe. In der Tat aber ist in den "Wallenstein", dieses Werk höchster Anstrengung, sei es auch nur in knappen Anspielungen, bedeutenden Stichworten, historischen Gedenklichtern, die ganze Epoche der Religionskriege hineingedichtet und -gedrängt; es hat europäische Optik, universelle Übersicht, wie das Denken, die Entwürfe seines Helden sie besaßen; und nur zu wohl versteht man, dass lange Zeit die Stoffmasse, über der er brütete, "formlos und endlos" vor dem Dichter lag. "Je mehr," schreibt er, "ich meine Ideen über die Form des Stückes rektifiziere, desto ungeheurer erscheint mir die Masse, die zu beherrschen ist, und wahrlich, ohne einen gewissen kühnen Glauben an mich selbst würde ich schwerlich fortfahren können." Dieser Glaube wankt oft genug, denn fehlen ihm nicht "so manche selbst der gemeinsten Mittel, wodurch man sich das Leben und die Menschen näher bringt, aus seinem engen Dasein heraus und auf eine grössere Bühne tritt?" Wer ist er, der Eingeeengte, der Weltlose, und wo sind seine Werkzeuge, "um einen so fremden Gegenstand, als mir die lebendige und besonders die politische Welt ist, zu ergreifen?" Aber diese "Werkzeuge" sind da: es sind sein nur der Aufbietung durch die dichterische Not bedürftiges Genie, seine tief sonderliche Affinität zum Politisch-Diplomatischen; und so legt er in einem Trance von Intuition eine Szene von so unglaublicher Gelungenheit hin, wie die zwischen Wallenstein und dem schwedischen Obersten, - in ihrem dramatischen Hin und Her von Misstrauen und vorbehaltvoller Einigung auf das Vorteilsgebot ein Musterstück schwieriger weltgeschäftlicher Unterhandlung.

Dies Gespräch in "Wallensteins Tod", dazu in den "Piccolomini" der grosse Bankett-Akt und vorher die Audienz Questenbergs

mit der dialogischen Kostbarkeit:

"Von welcher Zeit ist denn die Rede, Max?

Ich hab gar kein Gedächtnis mehr."

"Er meint,

Wie wir in Schlesien waren."

"So! so! so!

Was aber hatten wir denn dort zu tun?"

"Die Schweden draus zu schlagen und die Sachsen."

"Recht! Über der Beschreibung da vergesse ich

Den ganzen Krieg - Nur weiter fortgefahren!"

- man kann diese drei prachtvollen Szenen die dramatischen Stützpfeiler des ganzen Werkes nennen, und ein Trost ist es für jeden Künstler, zu sehen, wie so ein Riesending, ~~solche~~ ~~vielfältig-weitläufige Komposition~~ in Gottes Namen nicht überall gleich gut sein muss. Das ist nicht nötig ^{und} garnicht möglich. Ein paar Vortrefflichkeiten wie diese drei, von denen Vortrefflichkeit ausstrahlt auf das Ganze, mögen hinreichen, es zu halten, zu retten ...

Spalding

Man weiss, wie sehr die Nähe Goethes dem mächtigen Gedicht im Grossen und Einzelnen gefrommt hat. Schritt für Schritt hat Schiller, der Mittheilsame, der genauester Erörterung immer Bedürftige, es mit dem Freunde durchgesprochen und sich, zum Beispiel, von ihm die Augen, das Herz öffnen lassen für die Poesie des Astrologischen, das für Wallenstein eine so bedeutende Rolle spielt, und mit dem sein Dichter ursprünglich nicht viel anzufangen wusste. Ohne den, der die eigene Biographie mit der Sternkonstellation seiner Geburtsstunde begann, besäßen wir kaum den anmutigen Gedankenaustausch Maxens und Thekla's über diese magische Welt:

"Und jedes Grosse bringt uns Jupiter

Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne ...

Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,

Dass über uns, in unermess'nen Höhen,

Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,

Da wir erst wurden, schon geflochten ward."

Aber freilich, die gewaltigen Anstrengungen der Verwirklichung, die Überwindung der dichterischen Schwierigkeiten und Skrupel waren die Sache dann von Schillers einsamen Nächten. ^{Da} es ist nicht zu sagen, welche Mühe und Not die Bewältigung des Monstre-Werks ihn gekostet hat, besonders da, wie die Briefe klagen, die Arbeit daran "keine Suite" hatte und immer ein Tag der flammenden Stimmung, da man auf einmal in einem genialisch leidenschaftlichen Lichte sah, was werden könnte, wenn man immer solcher Gnade genießen dürfte, bezahlt werden musste mit einer Woche der Finsternis und der Lähmung. Schwere Stunden! Wie unterscheiden zwischen der Einwirkung üblen Wetters, der Körperschwäche und Müdigkeit unterm Druck des ewigen Schnupfens, des Katarrh-fiebers, der Krampfschmerzen in Brust und Unterleib - und den Mängeln des Werkes selbst, das ihm oft genug als verfehltes Unternehmen, ein unglückseliges und der Verzweiflung geweihtes Vorhaben erscheinen wollte? Kein Wunder, dass er Stimulantien zu Hilfe nimmt: etwas Likör, Weinschokolade, ein paar Gläser Champagner und viel Kaffee, um nur die Stimmung zu gewinnen, in der er dem Werk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen vermag, des Überdresses für den Augenblick Herr zu werden, den solch eine Daueranstrengung erzeugt, und zu dessen Überwindung es beständiger Erneuerung der Lust, der Inspiration und Energie bedarf aus nervösen Reserven, aus der Treue zum Gegenstand, dem Ethos des Fertigmachens? Gut waren derlei Hilfsmittel gewiss nicht für ihn, und Goethe meinte, dass Stellen in Schillers Dichtung, mit denen es nicht ganz just sei - er nennt sie pathologische Stellen - auf diese Anfeuerungen zurückzuführen seien. Überhaupt aber stand es schwach um seine hygienische Disziplin. Unordnung im Schlafen und Wachen war längst bei ihm eingerissen, die Nachtarbeit ihm teuer geworden, und dann schlief er bis tief in den Tag. Zeitlebens rauchte er stark, neben dem Tabackschnupfen, obgleich er besser wusste, als seine Ärzte, die es ihm abstreiten wollten, dass er die Lungenschwindsucht hatte. Er

es
H. H. den
überhaupt
nicht
glaub

mochte lässig sein in der Selbstschonung, weil er ohnedies seine Jahre als gezählt ansah und Weisheit der Lebensführung für ebenso unnütz wie ungenerös erachtete.

Es war ein Sich-einrichten mit der Krankheit, eine Gewöhnung an sie, eine Art von Zusammenleben mit ihr, der sein Geistesstolz den mindest möglichen Einfluss auf seiner Seele Frohmuth und Kühnheit erlaubte, doch der er gelegentlich sogar Dank abstattete, ganz wie Nietzsche. "Auch die Kränklichkeit," schreibt er einmal, "ist zu etwas gut, ich habe ihr viel zu danken." An seelischer Verfeinerung gewiss, an Sensibilität und Ben^{clauso}ervung. ~~aber~~ ^{er}schmerz-lich ist es dann freilich, ~~wieder~~, zu lesen, wie ein rauher April ihm "alle Lust am Denken und Schreiben verdirbt," wie schlimme Novembertage "alle seine Übel rege machen, sodass selbst die Arbeit ihn nicht erfreut," - die Arbeit, die ihm doch alles ist, ihm, dem fleissigsten der Dichter! "Die Hauptsache," heisst es in einem Brief, "ist der Fleiss; denn dieser gibt nicht nur die Mittel des Lebens, sondern er gibt ihm auch seinen alleinigen Wert." Es ist fast nicht zu glauben, dass er unmittelbar nach Bezwingung des "Wallenstein", ohne die geringste Ruhepause einzulegen, den alten Plan der "Maria Stuart" wiederaufnimmt, ~~ihn~~ organisiert, das Szenarium festlegt und das Stück im Lauf des Jahres, in welches die Erstaufführungen der Trilogie fallen, vollendet. Als er auch damit fertig ist, schreibt er: "Ich befinde mich nie besser, als wenn mein Interesse an einer Arbeit recht lebendig ist. Habe auch deswegen schon zu einer neuen Anstalt gemacht." Das ist "Die Jungfrau von Orléans", ~~deren Stoff aus den Merkwürdigen Rechtsfällen des Pitaval stammt,~~ seine Wort-Oper, bei der man sich der Briefstelle an Goethe erinnert: "Ich hatte immer ein gewisses Vertrauen zur Oper, dass aus ihr wie aus den Chören des alten Bacchusfestes das Trauerspiel in einer edlern Gestalt sich loswickeln sollte. In der Oper ~~er~~lässt man wirklich jene servile Naturnachahmung, und obgleich nur unter dem Namen von Indulgenz, könnte sich auf diesem Wege das Ideale auf das Theater stehlen." Es stiehlt sich in diesem

edelmütigen, wunderherrlichen Stück aufs Theater im Schutz einer Indulgenz, wie sie sonst nur die singende Leidenschaft von der Natur zu erbitten weiss. Er hat es immer geliebt, bei Akt- oder Szenenschlüssen seine Jamben zu reimen; hier ist viel mehr Reim-musik als je zuvor, und der Blankvers bildet nur noch den Grund eines poetischen Klangbildes, worin alle Rhythmen in Bewegung gesetzt, alle Register der Sprache gezogen werden, das sich in den verschiedensten Versmassen und Strophenformen ergeht, in Trimetern und Stanzen, im Wechsel von dramatischem Rezitativ und lyrischer Arie; und damit der Schauspielbühne einmal aller Prunk der Oper vergönnt sei, ist auch noch ein grosser Kirchgang und Festzug da, die Sinne zu fesseln. Das Mirakel, die göttliche Eingebung, das prophetische Wissen herrschen durchaus. Aber wie kommt es, dass eine Szene, wie die, wo die gefangene, gefesselte Johanna in höchster Not zum Gebet auf die Kniee stürzt, ihre zentnerschweren Ketten sprengt und fliegt, die schon verlorene Schlacht zu wenden, - wie kommt es, dass das Wunder hier die Rationalität nicht zu sprengen scheint, dass es nicht eigentlich wundernimmt, sondern nur rührt, nur als poetische Generosität beglückt? ^{als es} ~~ein anderes, ein stilistisches Wunder ist da im Spiel:~~ ^{man es selbst} das Vermögen, ~~in aller Romantik eine klassische Grundhaltung zu~~ ^{als es} ~~bewahren. Ist die "Jungfrau" romantische Oper, so ist sie es doch auf klassische Art; sie bietet das Phänomen einer klassisch gehaltenen Romantik, einer romantisierenden Klassik, - etwas völlig Einmaliges und an die Persönlichkeit Gebundenes, das Goethe sehr gefiel; denn er stimmte dem ungeheueren Erfolg des Stückes zu durch sein Urteil, es sei Schillers schönstes.~~

Wird ihm nicht die zur Theaterwirkung soviel weniger berufene "Braut von Messina" noch besser gefallen, zu der der Unermüdliche nun sogleich "Anstalt macht?" Geträumt davon, von einem Stück dieser Art, einer streng griechischen Tragödie à la Ödipus rex, hat er schon mitten in der Arbeit am Wallenstein, aber noch Jahre lang ist er dann mit "Maria Stuart", mit der

^{das ist} ~~Dabei~~ ^{im} ~~den~~ ^{allen} ~~den~~ ^{Romantik}, der ~~doch~~ ^{eine} ~~klassische~~ ^{Grundhaltung} zu bewahren ¹⁸⁵⁵
~~und~~ ¹⁸⁵⁵ ~~der~~ ^{die} ~~Wirkung~~

"Jungfrau" beschäftigt. Erst zu Anfang des neuen Jahrhunderts, als er schon 42 ist, hört man wieder von dem griechischen Stück, diesem mühsam schönen Experiment mit seiner Wiedereinführung des antiken Chores. Sie entsprang nicht nur dem Verlangen, es ganz den Alten gleichzutun, - vollkommener als Goethe's "Iphigenia", die er bei wiederholtem Lesen dermaßen modern findet, dass er nicht begreift, wie man sie je habe einem griechischen Drama habe vergleichen können. Die Beschwörung des Chores hat tiefere Gründe. An Goethe hat er einmal geschrieben: "Ihre eigene Art und Weise zwischen Reflexion und Produktion zu alternieren ist wirklich beneidens- und bewundernswert. Beide Geschäfte trennen sich in Ihnen ganz, und das eben macht, dass beide als Geschäfte so rein ausgeführt werden ... Bei mir vermischen sich beide Wirkungsarten und nicht sehr zum Vorteil der Sache." Man muss daran denken, wenn man in der Vorrede zur "Braut von Messina" liest: "Der Chor reinigt das tragische Gedicht, indem er die Reflexion von der Handlung absondert und eben durch diese Absonderung sie selbst mit poetischer Kraft ausrüstet." - So spricht die Selbstzucht seiner aesthetisch gefährlichen Doppelbegabung als Denker und Dichter; sie sondert in einem grossen Versuch den Hang zur Betrachtung rein von der Aktion, um ^{sie} ~~ihn~~ ihr gerade dadurch poetisch gleichzustellen. Tatsächlich steigt der Gedankenglanz ^{des Schiller'schen} seines Verses zum Äussersten in den Chören der "Braut von Messina".

Spalium

Junge Leute brachten bei der Weimarer Erstaufführung ein Vivat auf den Dichter aus, - was ganz unmöglich war im Hause des Herzogs. Schiller selbst, das Gesicht von zartem Rot überlaufen vor höfischem Unwillen, zischte die Kundgebung nieder, und der Anführer, ein junger Gelehrter, erhielt einen polizeilichen Verweis. Der Autor der "Räuber" hatte längst Sitte gelernt, in Kunst und Leben. Die Freiheit blieb das Grundmotiv seines Denkens und Dichtens, aber die männlich-

massvolle Gesetztheit und Biederkeit, mit der ein verständiges Volk die leicht ins Grenzenlose schweifende Idee vertrat in dem Stück, auf das er seit sechs Jahren schon Ausschau hielt, kennzeichnet die Entwicklung, die er seit seinen Anfängen durchlaufen, und es ist nicht ohne Humor, auf die Verschiedenheit der Vorsätze hinzuweisen, die ihn beseelten, als er die "Räuber" entwarf, und als er den Grund legte zum "Wilhelm Tell". Da wollten "wir" kein Buch mehr schreiben, das "absolut der Henker verbrennen muss." Vielmehr heisst es: "Und das soll ein Schauspiel werden, mit dem wir Ehre einlegen wollen." "Es soll ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern." "Ein rechtes Stück für das Publikum verspreche ich Ihnen." (An Iffland.) "Mit meinem Tell denke ich den Leuten den Kopf wieder warm zu machen. Sie sind auf solche Volksgegenstände ganz ver-teufelt erpicht." Spekulation also, zweifellos, und unternehmender ^{er} ~~praktischer~~ ^{Aus} ~~Ans~~ blick auf das Theater und die Wünsche des Publikums. Dass solche naiven Berechnungen sich in ihm mit dem heiligsten Willen zum Guten verbinden, in ernstester Treue zur Kunst ange-stellt werden, versteht sich von selbst. [4. Aufl., S. 56]

Schiller hat in der berühmten (übrigens ^{recht} ~~sehr~~ kränkenden)

an [4] Kritik von Bürgers Gedichten über das Problem von Kunst und Popularität mit seiner ganzen Klugheit nachgedacht. Volk, sagt er, sei ein schwankender Begriff. Unsere Welt sei die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen. Jetzt sei zwischen der Auswahl (Elite) einer Nation und ihrer Masse ein sehr grosser Abstand, dessen Ursache schon darin liege, dass Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredelung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen. "Ausser dem Kulturunterschied ist es noch die Kon-venienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung so äusserst unähnlich macht." Da also der Volksbegriff längst schon keine Einheit mehr sei, so hätte ein Volksdichter für unsere Zeiten bloss zwischen dem

Es habe, sagt er, der Volksdichter für unsere Zeiten
Zerker

Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl: entweder sich ausschliessend der Fassungskraft des grossen Haufens zu bequemen und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu tun - oder den ungeheuren Abstand zwischen beiden durch die Grösse seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Popularität, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmässige Talente zu bedecken, sei eine Schwierigkeit mehr und "fürwahr eine so schwere Aufgabe, dass ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem grossen Haufen ungeniessbar zu sein - ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen." Den "aufgeklärten, verfeinerten Wortführer der Volksgefühle" nennt Schiller den Dichter, der den hervorströmenden, Sprache suchenden Affekten einen reineren, geistreicheren Text unterlege, sich, indem er ihnen Ausdruck leihe, zum Herrn dieser Affekte mache und ihren rohen, gestaltlosen, oft tierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredele. "Wenn ein Gedicht die Prüfung des echten Geschmacks aushält und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Fasslichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben: dann ist ihm das Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt." Anders gesagt: "Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr." Und ~~immer~~ jedoch sei bei ~~Gedichten~~, die für das Volk bestimmt sind, die erste Frage: "Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit geopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?" "Einen milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist" verlangt dieser ausserordentliche Kritiker von einem solchen Dichter, einen Geist, der, "eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet."

Für seine
Phenomen
naheloch
Kunst
sow
Lustbarkeit
da
halk
bis mit
den
Volk
Aldona-
Lore
und
Kuen
Helen
Schwank
und
auch
Sitz
wie der
Zu hand-
habe sei.

Dann, schied er, so bei Gedichten

Genau dies ist der Geist des "Wilhelm Tell". Dieser Kritiker vermochte, was er forderte. Er forderte es, weil er es vermochte. Sein Schweizer Stück ist ein herrliches Werk, schlicht, edel und gross, effektiv und bewegend, prachtvolles Theater und vornehmstes dramatisches Gedicht, mit welchem in der Tat das "Allerschwerste" vollbracht ist: die Aufhebung der Kulturunterschiede durch die Kunst. Sein ist die Liebe der Einfachen und die Bewunderung der Kenner, vollendete Popularität. Diese Popularität hat nichts von der "doppelten Optik", die Nietzsche als eine Art von Schläue an Wagners Kunst dégouttierte. Die Romantik hatte es immer auf die Vereinigung des Volkstümlichen mit dem Hochkünstlerischen abgesehen, aber ihr Mittel dazu war von kluger Unreinheit: eine Mischung des Raffinierten mit dem Kindlichen, die aller romantischen Volkstümlichkeit etwas Verderbtes gibt. Es bestimmt den ganzen Charakter-Unterschied zwischen Schiller und Wagner, zwischen dem Edlen und dem ehrgeizig Klugen, dass bei jenem von Ausgepichtheit nicht eine Spur zu finden ist. Was ^{Schiller} ihm im "Tell" gelang, ist klassische Popularität.

Schon in den siebzehnhundertneunziger Jahren war es, wiederum schon zur Zeit des "Wallenstein", dass er auf den Stoff hingewiesen wurde durch Goethe, der ja eine Zeitlang daran dachte, ein Epos daraus zu machen. Er kam davon ab, aber nun, zu Anfang des neuen Jahrhunderts, lief das Gerücht um, Schiller arbeite an einem Tell-Drama, sodass grosse Bühnen deswegen bei ihm anfragten. Der Gedanke war ihm noch fremd, nicht in ihm selbst war er entstanden, er wurde an ihn herangezogen, und ein merkwürdiger Prozess muss es gewesen sein, wie er sich allmählich gewöhnte, die Berechtigung einer Erwartung anzuerkennen, die man in ihn setzte. Wieder zeigt sich das Ineinander der Beschäftigungen und Entwürfe: er arbeitete noch an der "Braut von Messina", als er bei Cotta

Spezialkarten des Waldstättersees und umliegender Kantone bestellte und sein Zimmer damit tapezierte, dann Quellenwerke, Johannes Müllers Geschichte der Eidgenossenschaft, die Helvetische Chronik von Tschudi zu studieren begann. Wie sonderbar, sich, während noch, wie man denken sollte, eine Aufgabe wie die Tragödie mit Chören alle Gedanken mit Beschlag belegt, in die Liebe zu einem Gegenstand hineinzufinden, der einem vorderhand garnicht liegt, den man sich erst zurechtlegen, sich zurecht muss, und den man ein übers andere Mal einen "verwünschten", "sehr widerstrebenden" Stoff nennt, der einem grosse Mühe mache, einen bald anziehe, bald abstosse, bis man schliesslich die Gewissheit gewinnt, man werde die Bühnen Deutschlands damit erschüttern! Noch Jahr und Tag stand es an, bis er sich ernstlich dem Volksstück widmen konnte, das sein allererfolgreichstes werden sollte. Er hatte noch zwei Jahre zu leben, als er es begann, und eines noch, als er damit fertig war. Denn in rund neun Monaten, von Mai bis Februar, war es erstaunlicher Weise getan, obgleich er "von dem leidigen Winter immer ein, vier oder sechs Wochen auf Unpässlichkeit und Unlaunigkeit abrechnen muss." Getan und "fürtrefflich gelungen" nach Goethes Urteil, der es sicher ganz anders gemacht hätte, viel freiheitlich Aufwiegelndes darin bestimmt garnicht machte, die Paricida-Szene später einen kaum begreiflichen Missgriff nannte, aber über die Genialität erstaunen musste, mit der Schiller das von ihm gelieferte Landschafts- und Stimmungsmaterial zu nutzen gewusst hatte. Das Bedürfnis nach Autopsie, nach Studien an Ort und Stelle lag diesem Dichter fern. Er wollte nichts sehen und brauchte nichts zu sehen; er dachte garnicht daran, selbst die Schweiz zu besuchen, was doch kein grosses Unternehmen gewesen wäre; aber sein Gedicht ist ein Gemälde der Schweiz wie sie leibt und lebt. Aus der Intuition, der inneren Anschauung, die nur leichter Stützen von aussen bedurfte,

leibt und lebt sie darin, mit Land und Leuten: mit ihren stürzenden Alpenwassern und ihren bald sonnig lächelnden, bald jäh und unbefahrbar vom Föhnsturm aufgewühlten Seen, ihren grünen Matten, Dörfern und Höfen, hoch umringt von den ewigen Festungen ihrer Berge, dem Haken, die Spitzen in Wolken gehüllt, dem Schreckhorn, der Jungfrau, ihren Lawinen und Gletschern, ihrem Firnelicht. Sie lebt darin kraft solcher wie beiläufig einflussender Verse, wie:

"Ein Ruffi ist gegangen.
Im Glarner Land und eine ganze Seite
Vom Glärnisch eingesunken."

Lebt in so knappen und schlagenden Daseinsschilderungen, wie der Auskunft Armgarts über ihren Mann:

"Ein armer
Wildheuer, guter Herr, vom Rigiberge,
Der über'm Abgrund weg das freie Gras
Abmähet von den schroffen Felsenwänden,
Wohin das Vieh sich nicht getraut zu steigen -"

Die Menschen des Stücks, eingeschlossen in ihre kleine, grossartige Welt, diese Walther Fürst, Stauffacher, Melchthal und die Männer des Rütlichschwurs, stehen wohl in einem idealischen Licht; aber unzweifelhaft, unverkennbar - und nur zu verwundern, wie so ein Dichter das ohne Anschauung trifft - es sind Schweizer. Diese Landleute sind unpathetisch, gesetzt, verständig, massvoll und nüchtern, durchaus keine gelernten Revolutionäre. Sie rezipieren nicht den Gesellschaftsvertrag, sie haben nicht eine Hand auf dem Herzen und die andere in der Luft, sie sagen von Menschenrechten kein Wort. Sie wollen nichts, als die ihnen von ihren Vätern vererbten Rechte, die sie als heilig verbunden empfinden mit der Natur, in der sie leben, verteidigen gegen unerträgliche Tyrannei und, ^{nicht streben durchans,} ~~loyal gegen das Reich,~~ stehen sie auf gegen die Übergriffe des Hauses Oesterreich. Eine loyalere

Verschwörung als die der Rütli-Männer gibt es nicht. Aber freilich, obgleich sie von Tribunen und Jakobinern nicht einen Zug haben, und obgleich der zeitliche Schauplatz des Gedichts der Anfang des 14 ten Jahrhunderts ist, weht dennoch die Luft der Französischen Revolution darin, von der Schiller sich abgewandt hatte, welcher aber die Ideenverbindung von Nation und Freiheit entstammt, und die darum, bei allem Abscheu vor dem "Schrecklichsten der Schrecken", die Heimat seines Pathos blieb. Im "Tell", der zu Zeiten Hitlers verboten werden musste, ist manches, was schon damals "gewissen deutschen Ohren nicht gut klang", und Schiller war wieder einmal zu mildernden Redigierungen genötigt. "Hier übersende ich Ihnen, wertester Freund," schreibt er an Iffland, "die veränderte Leseart der drei bedenklich gefundenen Stellen. Möchten sie nun für Ihre Verhältnisse passend sein! Anders konnt ich mich nicht fassen, ohne dem Geist des ganzen Werkes zu widersprechen, denn wenn man einmal ein solches Sujet, wie der Wilhelm Tell ist, gewählt hat, so muss man notwendig gewisse Saiten berühren, welche nicht jedem gut ins Ohr klingen. Können die Stellen, wie sie jetzt lauten, auf einem Theater nicht gesprochen werden, so kann auf diesem Theater der Tell überhaupt nicht gespielt werden, denn seine ganze Tendenz, so unschuldig und rechtlich sie ist, müsste Anstoss erregen." Für die Berliner Aufführung musste er sich zu weiteren Zugeständnissen und Abstrichen herbeilassen, aber es ging wie bei den "Räubern": das "Und doch," das "Macht was ihr wollt," das "Ihr dämpft den Geist nicht," das Phänomen des nicht Umzubringenden war wieder da, und wenn, dem Autor zufolge, das Stück "grösseren Effekt machte als alle anderen," so war es gerade das, was die Ängstlichkeit erregt hatte, sein Freiheitsatem, dem es diesen, wie man sagt, "bombensicheren", überall sich wiederholenden Erfolg zu danken hatte.

Wie merkwürdig aber, die dichterische Übertragung patrio-

tischer Freiheitsbegeisterung stets auf andere Völker: auf die Niederlande im Carlos, auf Frankreich in der Jungfrau, im Tell auf die Schweiz! Dieser grosse Deutsche hat dem eigenen Volk kein nationales Freiheitsdrama gedichtet, er hat ihm die Fähigkeit, zur Nation sich zu bilden, abgesprochen und seinen Deutschen anempfohlen, dafür desto reiner zu Menschen sich auszubilden. Das meint nun freilich nichts weniger als Geringschätzung, denn allmenschliche Repräsentanz geht über formale Geschlossenheit im Nationalen, und das Verwickelte an der Sache ist, dass, seinem Volk die Berufenheit zu solcher Repräsentanz zu verkünden; ihm zu sagen, es sei erwählt vom Weltgeiste, den grossen Prozess der Zeit zu gewinnen, und sein Tag in der Geschichte werde die Ernte der ganzen Zeit, seine Sprache, welche das jugendlich Griechische und das modern Ideelle auszudrücken vermöge, die Sprache der Welt sein, - dass dies auch Nationalismus ist, sublimiert und in höchster Potenz. Dies alles und mehr dergleichen steht in dem Fragment "Deutsche Grösse", einem Gedicht, dessen Versifizierung nie fertig wurde, und es erinnert sehr an Dostojewsky's Puschkin-Rede vom Jahre 1880, welche dem russischen Volkstum in ganz ähnlichen, oft mit denselben Worten, die gleiche Berufung zuschreibt. In dieser Rede heisst es: "Denn was ist die Kraft des russischen Volksgeistes in seinen letzten Zielen anderes als das Streben nach Allweltlichkeit und Allmenschlichkeit? ... Ja, die Bestimmung des russischen Menschen ist zweifellos alleuropäisch und allweltlich ... Dem echten Russen ist Europa und das Los des grossen arischen Stammes ebenso teuer wie Russland selbst, wie das Los seiner heimatlichen Erde, denn unser Los ist die Allweltlichkeit, und zwar keine mit dem Schwerte erkämpfte, sondern eine durch die Kraft der Brüderlichkeit und des Strebens nach einer Vereinigung der Menschen erworbene."

"Das ist nicht des Deutschen Grösse
Obzusiegen mit dem Schwert -"

So Schiller. Er hat in Russland von jeher grossen ^{Ruhm} Ruf genossen, grösseren als Goethe. Dostojewski insbesondere war ein begeisterter Schiller-Verehrer. Allein schon jenes "Wollust ward dem Wurm gegeben, Und der Cherub steht vor Gott" faszinierte ihn so, dass das Citat in seinen Romanen mehrfach wiederkehrt. Nennt er die höchsten Namen - derjenige Schillers fehlt nie. Und so habe ich wenig Zweifel, dass die Idee russisch-nationaler Berufung zur Menschheitsrepräsentanz, mit der er sich in der Puschkin-Rede über den Streit zwischen Slawophilen- und Westlertum erhob, auch eine "Übertragung", dass sie deutsch ist und von Schiller stammt.-

spatium "Kann ich," schreibt ^{Schiller} dieser zur Zeit des "Tell", "nur mein 50. Jahr mit ungehinderten Geisteskräften erreichen, so hoffe ich soviel zu ersparen, dass meine Kinder unabhängig sind." Wird die Natur ihm diesen bescheiden fürsorglichen Wunsch gewähren? 1804, zur Zeit der Vollendung des "Tell" sieht es fast so aus. Er "ist an der Arbeit weniger gehindert als je und sehr fleissig." Im Sommer freilich, als die Geburt seines vierten Kindes bevorsteht, geht es ihm schlecht. Qualvolle Koliken suchen ihn heim bis zum Herbst, der viel besser ist und ihn mit Vertrauen dem Winter entgegensehen lässt. Der wird aber sehr anstrengend. Die russische Erbprinzessin Maria Paulowna zieht ein. Es gibt Festlichkeiten, in aller Eile muss er "Die Huldigung der Künste" dichten, muss zu Hofe gehen, ins Theater, auf Bälle. Heftiger Katarrh, die schwere Benommenheit durch den Schnupfen "ertöten ihm fast allen Lebensmut." Aber siehe, das Jahr seines Todes bricht an mit Besserung und Hoffnung. Ihm ist wohl im Februar, er ist fieberfrei im März, kommt zu Kräften und kann am "Demetrius" arbeiten, auf den er sich, es ist nicht zu glauben, sofort nach Abschluss des "Tell" geworfen hat. Rührend zu denken, dass die russische Heirat des Erbprinzen bei dieser Stoffwahl eine Rolle spielte, - bei dem wohl gewaltigsten Entwurf seines Lebens, ^{eben} der mit allen seinen Implikationen und ungeheueren Anforderungen seinen Geist produktiv aufflammen liess, während sein Körperliches am knappsten Rande

Kann faarlock
Fast ~~unmöglich~~ dass h. es bei Schiller
brüderliche Verhältnisse aus dem 19. Jhr. noch
gibt, allemal ~~an~~ ⁱⁿ ~~den~~ ^{den} ~~Kindern~~

der Lebensmöglichkeit schwebte. Die Sektion, wenig später, ergab, dass der linke Lungenflügel völlig zerstört, die Herzkammern verwachsen waren, die Leber verhärtet, die Gallenblase unnatürlich ausgedehnt, - kurz, dass eigentlich kein Organ mehr funktionsfähig war. Und dabei arbeitete er. Tat es in grösstem Masstabe, wog in seiner schon toten Brust felsenschwere Problemgewichte ab, ~~visierte Aufgaben von Massenbewegung und symbolischer Massenvertretung auf der Bühne, wie sie auch ihm sich noch nicht gestellt, schrieb sich gewissenhaft numerierte Schemata auf von dem, was gegen das Stück spreche und was dafür: dagegen unter anderem, dass es eine Staatsaktion sei; dass die Menge und Zerstreuung der Personen dem Interesse schade; dass es wegen seines Umfanges kaum zu übersehen und die Schwierigkeit es auf dem Theater zu exekutieren sehr gross sei. Endlich, ergreifender Weise: "Die Grösse der Arbeit."~~ Dafür der Effekt des Glaubens an sich selbst auf den Glauben anderer, wie denn Demetrius zum Zaren werde, weil er sich dafür halte. Ferner empfehle sich der Stoff wegen seiner mancherlei sinnlichen und prächtigen Darstellungen, darunter die und die Glanzszenen und dazu noch die Züge brutaler Zargewalt, Mordtaten, Schlachten, Siege, Zeremonien u.s.f. ... Günstig sei auch das Fremde des Stoffes und das abgeschlossene ausländische Terrain, besonders weil es der Boden des Despotismus sei, das ganz Neue des Stoffes, welcher noch nie auf der Bühne gewesen ... Kurzum, was das Sujet "empfiehlt" überwiegt sehr das, was davon abrät, besonders auch die Sorge wegen der "Grösse der Arbeit". ~~Er entwirft viele Seiten in Prosa, schreibt Hunderte von Versen, ganze Szenen, - begeistert und besessen von der furchtbar dramatischen, moralisch zerreissenden Idee einer Falschheit, die zerstörter Glaube ist an sich selbst, das Schicksalszwanges, in der Lüge zu leben, - von diesem Thema des Grauens, das schon mehr Kleistisch ist, als Schillerisch, in das er sich aber hineindichtet bis zur~~

Von Allen!
~~ideeller~~ Substanz des Dondwings-Poppen
 hat 2000 bei Genes hervorgehoben

Selbstidentifizierung mit einem solchen Schicksal. Der Monolog des Demetrius, der über sich die Wahrheit erfährt, ist in Prosa schon da, fürchterlich. Er tötet den Bringer der Wahrheit, er sagt: "Du hast mir das Herz meines Lebens durchbohrt, du hast mir den Glauben an mich selbst entrissen - Fahr hin, Mut und Hoffnung. Fahrt hin, du frohe Zuversicht zu mir selbst! Freude! Vertrauen und Glaube! - In einer Lüge bin ich befangen ... Zerfallen bin ich mit mir selbst! Ich bin ein Feind der Menschen ... Ich und die Wahrheit sind geschieden auf ewig! - Was? soll ich das Volk selbst aus seinem Irrtum reißen? Diese grossen Völker glauben an mich. - Soll ich sie ins Unglück, in die Anarchie stürzen, und ihnen den Glauben nehmen? Soll ich mich als Betrüger selbst entlarven?" ... "Es ist ein Geheimnis, das er allein tragen muss." - "Vorwärts muss ich, feststehen muss ich, und doch kann ich's nicht mehr durch eigene innere Überzeugung. Mord und Blut muss mich auf meinem Platz erhalten ... " Schon ist er der alte nicht mehr; ein tyrannischer Geist ist in ihn gefahren, aber er erscheint jetzt auch furchtbar und mehr als Herrscher. Sein böses Gewissen zeigt sich gleich darin, dass er ~~mehr~~ ~~exigiert~~, dass er despotischer handelt ... Der finstere Argwohn lässt sich schon auf ihn nieder, er zweifelt an den anderen, weil er nicht mehr an sich selber glaubt. Von jetzt an ist Demetrius Tyrann, Betrüger, Schelm ...

Und der Dichter versetzt sich in das Erstaunen der Anderen über diese Veränderung. "Wie?", lässt er sie denken, "hat der zarische Purpur so schnell sein Gemüt verwandelt? Ist es das neue Gewand, das diesen neuen Sinn in ihn brachte? Der Geist des Basilides scheint in ihn gefahren." Gerade jetzt, da dieses vorging, ist Demetrius auf dem höchsten Gipfel seines Glücks, es ist ihm alles nach Wunsch gegangen, kein Widerstand ist mehr, alles glaubt an ihn und ist für ihn begeistert. Einen desto auffallenderen Abstand macht sein gewalttätiges Betragen, da man ihn mild und heiter erwarten muss.

Man sieht, das ist die psychologische Skizze von etwas Ungeheuerlichem. Erwägt man, was für einen Künstler, einen Dichter, der Glaube an sich selbst, seine Echtheit und Reinheit, seinen Adel, seine Menschheitssendung bedeutet, so hat die Intensität etwas Furchtbares, mit der ein solcher auf dem Gipfel seines Erfolgs, da alles ihm nach Wunsch gegangen, alles an ihn glaubt und sich für ihn begeistert, den Gedanken der Falschheit durchlebt und durchwühlt, den Gedanken der Täuschung und des Blendwerks, mit deren Geheimnis eine Seele, geschieden auf ewig von der Wahrheit, alleine leben und vorwärts gehen muss, um nicht durch Selbstentlarvung das Volk aus seinem Irrtum, seinem begeisterten Glauben zu reißen und es damit ins Unglück zu stürzen. - Und dass er bei der geradezu subjektiven Vertiefung in diesen Gedanken objektiver Tragik, aus dem etwas unerhört Grosses zu machen ist, - stirbt.

spatium

Die Natur, nach vielem Hin und Her und, bei dem organischen Zustand dieses nur noch aus dem Geiste lebenden Menschen, fast unbegreiflichen Fristgeschenken, macht endlich Schluss. Aber welch ein Leben! - verbracht in nie rastender, immerfort vorwärts, aufwärts drängender Tätigkeit, im Zustande - so müssen wir es uns denken - eines motus animi continui. Knapp 46 Jahre wurde er alt, und in 27 davon tut er, begeistert von immerwährenden Studien, täglich wachsend an Bildung, Wissen um die Kunst, Anspruch an sich selbst, ein Werk, dessen ein bis ins biblische Alter reichendes Verbleiben sich nicht zu schämen hätte, und auf dessen Glanzstücke ja nur ich hier einen Blick werfen konnte. Denn ausser den zwölf Dramen, von denen das letzte und wahrscheinlich grösste Fragment blieb, sind da noch die - freilich nie liedhaften, sondern grosser Reflexion entsprungenen lyrischen Schöpfungen, die der Berufung der Menschheit geweihten, welt- und kulturgeschichtlich inspirierten Hymnen; dazu die Balladen, die man frischen Auges wieder lesen muss, um ihrer Meisterlichkeit recht gewahr zu werden, und von denen fünf oder sechs der deutschen Bildung ganz und gar zum

berühmt
sehr
durch
Schönheit

Citat geworden sind; dazu das Prosawerk: die mächtige Geschichtsschreibung, der "Abfall der Niederlande", dem Karlos nachfolgend, der "Dreissigjährige Krieg", vorangehend dem Wallenstein, ein Buch, über dem man Goethe eines Tages in Tränen der Bewunderung fand; die Essayistik und Kritik, an hoher Intellektualität ohne gleichen; die erzählenden Schriften, der "Verbrecher aus verlorener Ehre", die Geschichte des württembergischen Räuberhauptmanns Johann Friedrich Schwan, ein Beispiel für den psychologischen Reiz, den die Abnormitäten, Verirrungen, Seltsamkeiten der menschlichen Seele auf diesen Dichter übten, eine Novelle, die nach Geist, Stil, Technik auf der Linie liegt, welche hinführt zu Kleists Erzählungskunst; ~~der prachtvolle, Sensationsroman vom "Geisterscher", der fortsetzungsweise 1787 und 89 in der "Thalia", dann als Fragment in Buchform erschien, und um dessen Beendigung ein aufgeregtes Publikum den Autor bestürmte, welcher sich aber im Roman so wenig wie in der Lyrik in seinem Reiche fühlte und das Weiterschreiben daran als "sündlichen Zeitaufwand" verweigerte.~~

Es musste genügen, gezeigt zu haben, wie man es macht, wie man als sprachstarker Erzähler intrigant spannende Unterhaltung grössten Stiles bereitet. Das Werk mochte offen stehen bleiben, besser konnte es durch die Vollendung auch nicht werden. Er hatte zuviel zu tun, er hatte für hundert Jahre zu tun, denn in seinem Schreibtisch, seiner kleinen gebrechlichen Schreibkommode, lagen Pläne, Entwürfe, Vormerkungen zu dramatischen Unternehmungen erdenklich verschiedenster Art, mehr oder weniger eingehend skizziert, mehr oder weniger weit vorgetrieben: "Die Malteser", "Der Menschenfeind", "Warbeck", sechszehn oder achtzehn, glaube ich, solche zum Teil, die ihn, wenn er Zeit dafür gefunden, noch von überraschenden Seiten, in unerwarteten Stoffgebieten beheimatet gezeigt, ihn zu immer neuen technischen Methoden geführt, sein dichterisches Charakterbild vielleicht noch ganz und gar zu verändern vermocht hätten, wie etwa "Die Pelizei" oder

Novelle
von
angenehm
Mytholog
Reiz
und
Röcke
Sensation
Kunstreue
Schleichen
Es
ganz
muss
brühe
Fingert

oder die
"Lokale"
praktisch
Gedanken
vom
den
sehen
als
Frei
zu
Bücher
geschicht

Mein Zettel allein, —

61

— 24. u. 16. oder 18. Jahre —

~~allein~~ *StB*

"Rosamund, die Braut der Hölle" oder "Das Schiff" und "Die Flibustier", — See-Reiseabenteuer, die er, der, so wenig wie in der Schweiz, je am Meere, geschweige auf dem Meere, gewesen war, irgendwann einmal dichterisch zu bestehen gedachte. Ausser dem allen aber sind da noch zwei Listen nur eben notierter Dramen-Titel, Gegenstände und anziehende Möglichkeiten bezeichnend, die er wenigstens vorübergehend einmal für "künftig" ins Auge gefasst hatte, und deren ~~Zahl~~ ^m eine Vorstellung davon ~~gibt~~, nach wievielen Richtungen sein unendlich versuchter Geist beständig abschweifte, während er in treuer Konzentration vollendete, was als sein Lebenswerk prangt.

Und sollte ich das Früheste vergessen, noch auf der Karlschule geschrieben, "Se^mele", die "Operette in zwei Szenen", die lange vor der Prosa-Emphatik der "drei gewaltigen Erstlinge" die Versaprache des Don Carlos vorwegnimmt? War sie doch meine erste literarische Liebe, diese "Operette" von der Leidenschaft des Schöpfers für sein Geschöpf, welche als dichterischer Vorwurf und bis in den Ausdruck hinein geradeswegs hinweist auf Kleists Amphitryon. Solche literarhistorischen Perspektiven waren mir fremd in meiner kindischen Begeisterung über die Dramatik des

"So lass mich denn nie anders dich umarmen,

Als wie —"

"Unglückliche, halt ein!"

"Saturnia —"

"Verstumme!"

"Dich umarmt!"

(Was ja nun wieder, wie vorher schon die Beschwatzung durch Juno, ein Vorklang ist von Elsa's "Den Namen sag mir an!" und Lohengrins "Halt ein!" seinem "Weh, nun ist all unser Glück dahin.") Aber sollte wirklich noch kein Schriftgelehrter in den Zeusworten

des jungen Schiller:

"Lang schmachtet' ich, mein weltbelastet Haupt
An deinem Busen zu begraben, meine Sinnen
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steu'r und Wagen weggeträumt
Und im Genuss der Seligkeit vergangen -

Sie naht - Sie kommt - O Perle meiner Werke ..."

- sollte, frage ich, noch keiner in diesen Versen das "welten-
ordnende" und sehnsuchtsverdrehte Haupt von Kleists Jupiter
mit seinem "Mein angebetetes Geschöpf!" "Mein Abgott!" wieder-
erkannt, vor-erkannt haben und seine schwermütige Schöpferbitte:

"So viele Freude schüttet

Er zwischen Erd' und Himmel ~~aus~~ endlos aus;
So vieler Millionen Wesen Dank.

Wärst du vom Schicksal nun bestimmt,
Ihm seine ganze Ford'ung an die Schöpfung
In einem einz'gen Lächeln auszuzahlen,
Würd'st du dich ihm wohl - ach!"

- Genug denn von "Sezele", ~~Genug vom Frühesten und vom Letzten.~~

Aber noch einmal: Welch ein Leben! - Frauenbilder durchziehen
es, flüchtig auftauchende und tiefer ins sinnliche Gemüt grei-
fende. Da ist in Bauerbach die sechszehnjährige Tochter seiner
Gönnerin Henriette von Wolzogen, Lotte, die seinen 23 Jahren
Träume von Glück erregt, da sich von seiner schwärmerisch
dankbaren Verehrung der Mutter ein Abglanz auf die Mädchenblüte
überträgt. Die Kleine hat einiges passive Verdienst am Lebendig-
werden der Luise Millerin; die Zärtlichkeit für sie liefert
dem in Kasernen-Männlichkeit Aufgewachsenen ein wenig Erfahrung
im Weiblichen und verleiht zugleich der Empörung seines Stückes
gegen das elende Hindernis des Standesunterschiedes zwischen
zwei Liebenden den Hintergrund persönlichen Erlebnisses.

Vide, E. - d. 1822 4

*Don't forget to look
Vom Hohen*

*1. Lotte
kurze
Bauke
1. in
Lotte
zu
Charlotte*

des jungen Schiller:

"Lang schmachtet' ich, mein weitbelastet Haupt

An deinem Busen zu beschwermte Säulen

Vom wilden Sturm der Weltregung eingewirft,

Und Bügel, Sten'r und Wägen weggerissen.

Und im Genuss der Seligkeit vergangen

Wie Traum und Wahn.

Sie naht - Sie naht - Sie naht

- sollte, frage ich, noch Keiner diesen Versuch wagen

ordnende" und sehnsuchtsverdrückt Haupt von Klatsche Jupiter

mit seinem "Mein angebetetes Geschöpf" - "wieder!" wieder-

erkennt, vor-erkennt haben und seine schwermütige Schöpfer:

"So tiefe Furchen schattete

Er zwischen Erd' und Himmel und endlos aus;

So vieler Millionen Wesen Dank.

Wärest du vom Schicksal nun befreit,

Im seine ganze Forderung an die Schöpfung

In einem eins'gen Lächeln abzuwägen,

Würdest du dich ihm wohl - ach!

- Genug denn von "Seelen", Genug von Irdischen und vom Irden.

Aber noch einmal: Welch ein Leben! - Frauenbilder durchziehen

es, flüchtig aufstrebende und tiefer ins sinnliche Gemüt grei-

fende. Da ist in Bannbach die sechzehnährige Tochter seiner

Günnerin Henriette von Wolzogen, Lotte, die seinen 25 Jahren

Träume von Glück erregt, da sich von seiner schwärmerisch

denkbar Verehrung der Mutter ein Abgang auf die Mädchenbilder

überträgt. Die Kleine hat einiges passive Verdienst am Lebendig-

werden der Luise Millerin; die Zärtlichkeit für sie liefert

dem in Kasernen-Männlichkeit Aufgewachsenen ein wenig Erfahrung

im weiblichen und verleiht zugleich der Empörung seines Stückes

Gegen das elende Hindernis des Standesunterschiedes zwischen

zwei Liebenden den Hintergrund persönlichen Erlebens.

Das Gefühl der Liebe
Vom Leben
Lotte
Henriette
Luise Millerin
Kasernen-Männlichkeit
Empörung
Stückes
Hindernis
Standesunterschied
Liebenden
Hintergrund
persönlichen Erlebens

V. M. E. - 1805

Lottchen von Wolzogen ist recht vernünftig. Sie hält es mit dem Gesellschaftsgesetz und zieht es vor, statt des bürgerlichen Poeten einen adligen jungen Offizier zu lieben und zu ehelichen, worauf das Gefühl des Unebenbürtigen für sie, ziemlich schnell und schmerzlos abstirbt. Aber zwei Jahre später, in Mannheim, erscheint eine andere Charlotte, auch von Familie, - sie hat den Namen des blöden Hofmarschalls in "Kabale und Liebe", von Kalb, gleichfalls eine Verwandte der Frau von Wolzogen, übrigens vermählt mit einem Major in französischen Diensten, aber besonders glücklich nicht, wie ihre Empfänglichkeit für die Huldigungen des Dichters zu beweisen scheint. Dies ist nun eine ernste und länger sich hinziehende Gefühlsangelegenheit, denn die von Kalb ist eine Frau nicht ohne Bedeutendheit, mit Leiden und Einsamkeit vertraut, des Geistes bedürftig, beeinflusst von katholischer Mystik und Pietismus. Es kommt ziemlich weit zwischen ihr und dem Dichter; aber im letzten Augenblick, aus religiösen Skrupeln oder Gott weiss, warum, verweigert sie sich ihm. So ist es aus; aber die Dichtung hat wieder einigen Erfahrungsvorteil von der Sache gehabt: im "Don Carlos" tragen sowohl die Königin wie sogar die Eboli von Charlotten gewisse Züge.

Er ist 28, als er auf einem Maskenball in Dresden eine junge Schönheit erschaut, wieder eine Adlige, Henriette von Arnim, - ein Blendwerk von Bild, sinnlich bezaubernd, aber so arm an Charakter, so leer gefallsüchtig von Natur, dass die für sie aufgeflamte Leidenschaft rasch erlischt. Vorbei. - Schauspielerinnen, wie könnte es anders sein, die seine Rollen spielen, "interessieren" ihn zeitweise; die literarhistorische Biographie kennt drei, vier Namen. Eine gewisse Sophie Albrecht will er "vom Theater retten", - das ihm also in praxi wohl nicht gerade als "moralische Anstalt" erscheint. Mit einer Katharina Baumann behauptete das Gerücht geradezu die bevorstehende eheliche Verbindung, behielt aber nicht recht. Maria

Schwans wegen, der Tochter des Verlegers, achtzehnjährig, von
 brillanter Erscheinung, elegant, auch gebildet, wäre es eher
 auf rechter Fährte gewesen. Die Neigung ging schmerzhaft tief
 diesmal, - schmerzhaft, weil die Demoiselle sich als herzens-
 kalt, verwöhnt von Eulidigungen, kokett, als eine zweite Hen-
 riette erwies. Und so erfährt er, nicht zum erstenmal, Leid und
 Scham einer unwürdigen Passion. Vorüber geht der Gedanke, um
 die Hand von Wielands Tochter Wilhelmine anzuhalten. Aber es
 ist bloss eine gesellschaftliche Idee. Er liebt das Fräulein
 garnicht. Dagegen hat Wilhelm von Wolzogen ihn in Rudolstadt
 bei der Familie von Lengefeld eingeführt, mit der er einst
 flüchtig schon in Mannheim zusammengetroffen. Nun machen die
 beiden Töchter des Hauses, Karoline und Charlotte, starken
 Eindruck auf ihn, beide, auch Karoline, die doch verheiratet
 ist, mit Wolzogen eben, schon in zweiter Ehe. Wahrscheinlich
 war sie die Beschäftigendere, eine problematische Frau, un-
 glücklich in beiden Ehen, als Persönlichkeit der jungfräulichen
 Schwester überlegen. Doch diese ist lieblich-schlicht, eine
 harmonische Natur, zärtliche Neigung endlich einmal und zugleich
 Vertrauen erweckend und ausserdem frei. So ist sie es denn; sie
 wird seine Frau, die Mutter seiner Kinder. Noch mit achtund-
 zwanzig hat er geschrieben: "Nach meinem dreissigsten Jahre
 heirate ich nicht mehr. Schon jetzt habe ich die Neigung nicht
 mehr dazu. Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht
 mich nicht glücklich, oder ich habe mich nie gekannt." Jetzt,
 drei Jahre später, heisst es: "Es lebt sich doch ganz anders
 an der Seite einer lieben Frau, als so verlassen und allein ...
 Was für ein schönes Leben führe ich jetzt. Ich sehe mit fröh-
 lichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immer
 währende sanfte Befriedigung ausser sich, mein Geist eine so
 schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmoni-
 sche Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber

an der
 Hand
 von
 Lengefeld
 eingeführt
 mit der er
 einst
 flüchtig
 schon in
 Mannheim
 zusammen-
 getroffen

ruhig und hell gehen mir die Tage dahin. Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Mut entgegen ..." Wie wohl tut es, das zu lesen! Wie wohl, den ewig Rastlosen, Geistgetriebenen, das erhabene Stiefkind des Lebens, der von sich sagte: "Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft," einmal entspannt, einmal im Zustand sanfter und heiterer Befriedung zu sehen! Einmal das Glück, das Menschenglück. Einmal die langersehnte Ruh'.

Einige, meist recht instinktlose, Anfechtungen und Ergriffenheiten denn also vonseiten des anderen Geschlechts und dann der Friede mit ihm, der Hafen der Ehe. In diesem unlyrischen Leben spielt das Erotische keine schöpferische Epochen bildende Rolle. ~~Es gibt darin kein Sesenheim, kein Wetzlar, keine Lida, Marianne und Ulrike.~~ Die Polarität der Geschlechter vergeistigte sich ihm, wie alles das tat. Das grosse Abenteuer seines Lebens, seine Erfahrung der Passion, der leidenschaftlichen Anziehung und Abstossung, der tiefen Feindschaft, tiefen Sehnsucht und Bewunderung, des Gebens und Nehmens, der Eifersucht, des schwermütigen Weides und stolzer Selbstbehauptung, der dauernden affektvollen Spannung - war eine Angelegenheit zwischen Mann und Mann, zwischen ihm, dem ganz Männlichen, und jenem, dem er weibliche Artung zusprach, ~~während andere, wie Schlegel, nun gerade das Maskuline in ihm betonten,~~ - es war sein Verhältnis zu Goethe.

Spalium

Dies Verhältnis ist das zentrale Kapitel seiner Biographie, und eine wie grosse Bedeutung die Begegnung, diese auf Gegensätzlichkeit, Polarität gegründete Freundschaft auch für Goethe besessen haben mag, wie hoch er sie, namentlich nach des anderen Tode, gehalten hat - der ihr eigentlich Verfallene, immer tief mit ihr Beschäftigte, mit ihr Ringende, der, dem sie Leid und Glück jeder Liebesheimsuchung ersetzte, war Schiller, und Goethes Verhalten darin war kühl und affektfern im Vergleich mit der zu ihm drängenden Massliebe des Partners,

der seinen Egoismus schilt, von ihm als von einer spröde-hochmütigen Schönen redet, der man "ein Kind machen" müsse, ganz und gar der Werbende ist; dessen erregt antithetisches Denken ganz vom Dasein des anderen bestimmt ist und dessen Gefühl für dieses dem seinen so fremde Dasein sich in Gedankenlyrik ergiesst, welche in schwermütiger Demut, wenn auch mit vollkommener Manneswürde, die heldische Mühe, die sein Teil und Los ist, der Begnadung unterordnet und sich verbietet, ihr zu "zürnen."

Unbegreiflich, dass, wenn von Schillers Lyrik die Rede ist, fast nie des unsäglich ergreifenden Gedichtes in Distichen gedacht wird, worin er wahrhaft einmal Lyriker, und das mit Abstand sein tiefstgefühltes, in seiner erhabenen Resignation sein allerschönstes ist: "Das Glück", diese Seligpreisung dessen, den die gnädigen Götter vor der Geburt schon liebten, und den als Kind Venus im Arme gewiegt.

"Welchem Phoebus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
Ein erhabenes Los, ein göttliches ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfen bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt."

Und dann er selbst:

"Gross zwar nenn' ich den Mann, der sein eigener Bildⁿer und Schöpfer

Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut.

Vor Unwürdigem kann ihn der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.

Zürne dem Glücklichen nicht, dass den leichten Sieg ihm die
Götter

Schenken, dass aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt!

Zürne der Schönheit nicht, dass sie schön ist, dass sie
verdienstlos

Wie der Lidie Kelch prangt durch der Venus Geschenk.
 Lass sie die Glückliche sein, du schaust sie, du bist der
 Beglückte,
 Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzückt^e sie dich ..."

Soll ich weiter citieren? Es ist so verlockend! Nur dies noch:

"Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Wage
 Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab - - -
 Alles Menschliche muss erst werden und wachsen und reifen,
 Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.
 Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht
 werden,
 Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
 Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
 Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.
 Wie die erste Minerva so tritt, mit der Aegis gerüstet,
 Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts."

2
~~Schöneres, Edleres, Heiligeres findet sich nicht im ganzen Be-~~
~~reich des Gefühls und der Sprache. Ich gebe Anthologien erotischer~~
~~Lyrik daran für dies Liebesgedicht des Geistes, des Willens, der~~
~~"Mühe", der Tugend ans verdienstlos Göttliche, des Schauenden an~~
~~das Seiende. Es ist, eigentlicher als der "Epilog zur Glocke",~~
~~der freilich, das seelische Bild ergänzend, Bewunderung gegen Be-~~
~~wunderung setzt, das poetische Monument dieser bis zum Symbolischen~~
~~grossgearteten und problematischen Freundschaft, die Sublimierung~~
~~und letzte Vergeistigung aller Bitterkeit und leidenden Ranküne,~~
~~welche grossmütige Tugend erfüllen mögen angesichts rätselhafter~~
~~und gleichsam ohne Wimperschlag blickender Naturdämonie, -~~
~~Bitterkeiten, die hier gründlich auskosten wurden. "Öfters um~~
~~Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen," heisst es noch~~
~~1789 in einem Brief. "Er hat auch gegen seine nächsten Freunde~~
~~kein Moment der Ergiessung, er ist an nichts zu~~

Rechts
 Lyrik
 Und Goethe? Es ist als ob er
 Fast schon in der
 die Abwesenheit fühlte, - es ist kein Wort

fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade ... Mir ist er dadurch verhasst, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und gross von ihm denke. ~~Eine ganz sonderbare Mischung von Hass und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. An seinem Urteil liegt mir überaus viel ... Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.~~ Dies dramatisch-intrigante "ihn mit Lauschern umgeben" ist ganz Schiller - und das andere auch. Dies zum Beispiel vom selben Jahr: "Goethe ist mir einmal im Wege, und erinnert mich so oft, dass das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muss ich bis auf diese Minute noch kämpfen!" Oder ein Jahr später: "Interessant ist's, wie Goethe alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgendetwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf."

Oder doch 5,
~~Solche~~ Diese Art von Kummer über den "mangelnden Lidschlag", ~~wie ich es nenne,~~ ist nie ganz gestillt worden, auch zu Zeiten nicht, wo er zu Goethe selbst von dem "schönen Verhältnis" spricht, "das zwischen uns ist" und fast mit denselben Worten, in die auch jener es aphoristisch gekleidet hat, ihm erklärte: "Dem Vortrefflichen gegenüber gibt es keine Freiheit als die Liebe." Zu Zeiten, wo er über den Freund an Dritte schreibt: "Die hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den grössten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, dass ich in

den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden ... Er, der Reine, darf sich wohl befinden, trotz aller wiederkehrenden Beunruhigung durch naturelbische Indifferenz, in der Nähe dieser hohen Biederkeit, dieses Ernstes für's Gute. Und welche Genugtuung denn auch, dass der Geist der Natur, der Held dem Gotte helfen, ihn fördern und spornen, sein dumpfes Zögern antreiben und aufhellen, ihm ein Teil freundschaftlicher Überlegenheit erweisen kann! Es kommen Augenblicke, etwa bei den Beratungen über die Unbegrenzbarkeit des "Faust", wo das Geistige, die Philosophie, das Ideelle über das Göttlich-Naive triumphiert oder doch zu triumphieren vermeinen darf, wo es mit einer gewissen sublimen Schadenfreude das ganz Andere auf die eigene Sphäre notwendig angewiesen sieht: "Die Anforderungen des Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung aufliegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen." - Nun, es ist aus dieser Bequemung nicht gar viel geworden; in seinem lockeren Weltgedicht ist ihm der Freund aus dem Dienst einer Vernunftidee einigermaßen entwischt. "Idee?" fragt er als Greis, "nicht dass ich wüsste. Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht? Alsob ich das selber wüsste und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung ... Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen

den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen Augenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden ... "Er, der Reine, darf sich wohl befinden, trotz aller widerkehrenden Bekehrung durch naturalistische Indifferenz, in der Nähe dieser hohen Biederkeit, dieses Ernstes für's Gute. Und welche Genußnahme dann auch, dass der Geist der Natur, der Held dem Gotte helfen, ihn fördern und spornen, sein dumpfes Können antreiben und aufheben, ihm ein Teil freundschaftlicher Überlegenheit erweisen kann! Es können Augenblicke, etwa bei den Beratungen über die Endgültigkeit des "Faust", wo das Gelüste, die Philosophie, das Ideal über das göttlich-naive Triumphieren oder doch zu triumphieren ver- meinen darf, wo es mit einer gewissen sublimen Schamgefühl das ganz Andere auf die eigene Spätzeit hinweisen angewiesen steht: "Die Anforderungen des Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auferlegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bedienen müssen." - Nun, es ist aus dieser Bedenken nicht gar viel geworden; in seinem lockeren Weltgedicht ist ihm der Freund aus dem Dienst einer Vernunftidee einigermassen entwischt. "Idee?" fragt er als Greis, "nicht dass ich wüßte. Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesuchte? Also ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung ... Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen

*Man findet sich damals in seinen Dichtung,
Was am besten Gefallen für den Freund der
Gesang Sänge von "Glück" entspräche, - spät, im*

durchgehenden Idee hätte reißen wollen!"

Gleichviel. Ein Wort wie dieses, gerichtet an Schiller: "Sie haben mir eine zweite Jugend geschenkt, mich wieder zum Dichter gemacht" ^{wiegt es wohl auf, ^{nicht} dass} der Ältere dem Jüngeren die einmal bei diesem hervorbrechende briefliche Anrede "Geliebter Freund!" denn doch niemals erwidert hat. Und ist nicht auch Schiller nach langer Verlorenheit im Abstrakten "wieder zum Dichter gemacht worden," indem er fruchtbarste Belebung schöpfte aus der Anschauung von Goethes spezifischem Genie, der Kunst als Naturkraft, des intuitiven Menschen? Es ist ein wahrhaft grosser Austausch, die Bewunderung wechselseitig, und was Goethe betrifft, so wächst sie beständig nach dem Tode des Anderen. Es ist, als ob er zu dessen Lebzeiten ^{so} nicht ganz gewusst hätte, was er an ihm besass. Er hat ihn, mit Zwischengefühlen kopfschüttelnder Abneigung geliebt, es ist kein Zweifel, auch als er lebte; hat seine Zartheit beschützt, in Gesellschaft das Gespräch gewendet, wenn er merkte, dass es jenem nicht behaglich war, ihm die Gelegenheit zuzuspiegeln, das Wort zu führen und damit zu glänzen. Aber während sich damals in seiner ^{S. betrauert} Dichtung nichts findet, was an tiefem Gefühl dem Sange vom "Glück" entspräche, - spät, im zweiten Teil des "Faust", in der Chiron-Szene, wo vom "hehren Argonautenkreise" die Rede ist, findet es sich auf einmal, verhüllt, aber schwerlich zu verkennen.

"So wirst du mir denn doch gestehn:

Du hast die Grössten deiner Zeit gesehn,

Doch unter den heroischen Gestalten

Wen hast du für den Tüchtigsten gehalten?"

Der Kentaur nennt sie alle, von denen "jeder brav war nach seiner eigenen Weise," und Faust fragt:

"Von Herkules willst nichts erwähnen?"

Die Antwort:

*Nur findet sich damals in seinen Dichtung,
Was am besten Gefallen für den Freund der
Gesang Sänge von "Glück" entspräche, - spät, im*

"O weh! Errege nicht mein Sehnen!

Ich hatte Phoebus nie gesehn,
Noch Ares, Hermes, wie sie heissen;
Da sah ich mir vor Augen stehn,
Was alle Menschen göttlich preisen.
So war er ein geborner König ..."

Wer ist dieser Herkules,² ~~um den sich vergebens die Lieder mühen,~~
~~um den "sie vergebens den Stein quälen"~~? Man glaubt es zu wissen,
man weiss es. So ist erst zehn Jahre nach Schillers Hingang dem
"Epilog zur Glocke" die letzte Strophe hinzugefügt worden mit
dem weihevollen

"Er glänzt uns vor, wie ein Komet entwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend,"
mochte auch schon der vorige Schluss, das berühmte

"Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bündigt, das Gemeine"

das hohe Sich-Unterordnen von Schillers Liebeslied erwidert
haben. Was nämlich ist das Gemeine? Nicht nur das Gewöhnliche,
das Niedrige. Es ist das Natürliche, unterm Gesichtspunkt des
Geistes und der Freiheit gesehen; es ist Gebundenheit, Abhängig-
keit und Gehorsam, nicht Wille und sittliche Emanzipation. Es
ist das Naive, - und naiv genug wirkt es, wenn Goethe im Hin-
blick auf Schillers heroisches Leben vor Übertreibungen im Ge-
brauch des kategorischen Imperativs warnt; wenn er sagt, der
Geist habe jenen aufgefressen, die Idee der Freiheit ihn buch-
stäblich getötet, denn er habe durch sie Anforderungen an seine
physische Natur gemacht, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren.
Aber solchem Bedauern über die Unweisheit des Sittlich-Allzusitt-
lichen hält eine tiefe Verwunderung von Goethes Antäusnatur
über das Phänomen die Wage, und sie wird staunende Bewunderung
in solchen Erinnerungsworten wie: "Nichts genierte ihn, nichts
engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken ab. Er war

am Theetisch so gross wie er es im Staatsrat gewesen wäre." Oder ein andermal: "Da war Schiller ein ganz anderer Gesell, immer wusste er in Gesellschaft bedeutend und anziehend zu sprechen." Während nämlich er selbst ganze Abende lang "maussade" war und den Mund nicht auftat, was natürlich Beklemmung schuf, denn wer sollte reden, wenn er schwieg. Bedingt, gebunden, beeinflusst durch hundert Umstände, besonders durch das Wetter (er nannte sich ja "ein dezidiertes Barometer"), ohne allen Glauben an Willensfreiheit, vielmehr pantheistischer Notwendigkeit ergeben, fern davon, irgend etwas erzwingen zu wollen, lässlich die Stunde abwartend für alles, musste er mit einer Art von Grauen auf den blicken, der bekannte: "Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft," mit Staunen, ja einer gewissen Beschämung auf ihn, der von sich sagen durfte, dass er körperlichen Leiden keinen Einfluss gestatte auf die Freiheit und Heiterkeit seines Geistes.

Ein Bund wechselseitiger Bewunderung von Geist und Natur ist diese grossartige Freundschaft, aber es ist nicht zu sagen, wie schwierig ihre Voraussetzungen waren, und nicht zu verkennen ist die tiefe Ironie, die darüber waltete - eine Ironie, versteht sich, von beiden Seiten her. Denn was ist es anderes als Ironie im sublimsten Sinn, wenn Schiller in einem Briefe Goethe vor Kant, seinem eigenen Lehrer und Abgott, warnt? Goethe könne nur Spinozist sein, sagt er ihm; seine schöne naive Natur würde sofort zerstört werden durch das Bekenntnis zu einer Freiheitsphilosophie. Dem Geiste, das sieht man hier, liegt nichts ferner, als die Natur zu sich bekehren zu wollen. Er warnt sie vor sich. Dem sittlichen Sentimentaliker erscheint die Naivität als schön und als höchst bewahrenswert. Aber wer fühlte nicht aus der liebenden Obhut, in die er sie nimmt, eine gewisse zärtliche Verachtung heraus? Schiller kann "das schöne Verhältnis, das zwischen uns ist" nicht genug erheben und "findet augenscheinlich," dass, wenn er im Wallenstein über sich

selbst hinausgegangen, dies "die Frucht unsers Umgangs ist."
~~"Denn nur der vielmalige kontinuierliche Verkehr mit einer so~~
~~objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hinstreben~~
~~darnach und die Bemühung sie anzuschauen und zu denken, konnte~~
~~mich fähig machen, meine subjektiven Grenzen so weit aus ein-~~
~~ander zu rücken."~~ Aber die kritisch leidende Ungeduld mit dem
 Partner dieses fruchtbaren Umgangs dauert an bis zum Ende, sie
 geht tatsächlich bis zum Wunsche, ihn abubrechen, und noch
 zwei Jahre vor seinem Tode schreibt er an Humboldt: "Goethe
 ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer
 blossen Beschaulichkeit, die zwar keine abgezogene ist, aber
 doch nicht nach aussen produktiv wirkt. Allein kann ich nichts
 machen, oft treibt es mich, mich in der Welt nach einem andern
 Wohnort umzusehen; wenn es nur irgendwo leidlich wäre, ich
 ginge fort.-"

Und Goethe? Es wird immer ein Geheimnis bleiben, wie er
 in tiefster Seele über Schiller als Dichter dachte. "Was —
 Schiller unter Dichten verstand," schreibt Hermann Grimm, "war
 für Goethe gar kein Dichten. Schillers poetisches Schaffen war
 Goethe etwas Fremdes. Schiller suchte sich seine Stoffe. Dann
 modellierte er so lange daran herum, bis sie ihm bequem lagen."
 Merkwürdige Anekdoten gibt es denn auch, deren Authentizität
 meinetwegen etwas in der Schwebe bleiben mag, die aber a priori
 etwas Überzeugendes haben. So ist von einer Frau, der Gräfin
 Wagensperg, einer Verehrerin, deren Intelligenz und Beobach-
 tungsgabe sonst wenig Zweifel duldet, ~~und die übrigens die~~
~~Ehrfurcht bezeugt, mit der Goethe in das Gebiet der hohen Ideen~~
~~eintrat, worin Schiller seine Heimat hatte,~~ folgende Äusserung
 überliefert: "Mir schien freilich nicht, dass er eben den
 Dichter in dem Freunde bewunderte, und am wenigsten den drama-
 tischen. Ich merkte selbst, als ich einst fallen liess, ob
 dessen Wallenstein denn etwas Wirkliches, Lebendiges, seine
 Darstellung ein Werk des dramatischen Genius sei?, dass über

Goethes Gesicht ein Erröten der Überraschung ging, ein Ausdruck, der gutmütig fragte, warum man ihm seine geheimsten Überzeugungen entlocken wolle? Und so bin ich überzeugt, dass er nicht einmal seinen Freund nur habe ahnen lassen, wie er über den Dichter Schiller denke. Überhaupt ist der zarten Schonung, der Gutmütigkeit in Goethe weit mehr, als die Menschen glauben, und ich meine, dass in seinem Charakter viel weniger Härte sei als in Schillers." - Nicht nur vermöge dieser letzten Worte trägt die Geschichte den Stempel der Wahrheit ^{and does} - ungeachtet der gebietenden Autorität, mit der ^{er} Goethe, ganz Jupiter tonans, gegen schon zeitgenössische Zweifel an Schillers, des "Denkers und Redners", poetischem Genie sich erhob. Er spottet zornig: "Freilich verlautet jetzt von dem guten Schiller, dass er kein Dichter sei, doch haben wir darüber so unsere eigene Meinung." Und er donnert: "Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und für einen grossen zu halten!" Es ist etwas von Zusammennehmen des Willens, von treuer Entschlossenheit zur Abwehr jeder kritischen Skepsis, auch der eigenen, in diesem "Ich nehme mir die Freiheit."

Eine gewisse Lebensderbheit, die früher hervortreten konnte, verschwindet nach des Freundes Tode völlig aus Goethes Worten und Gefühl. Man hatte sich eines Tages bei Schiller zu einer Vor-Verständigung über die Aufführung der eben vollendeten "Maria Stuart", besonders über die mythisch erfundene Szene der Begegnung Marias und Elisabeths im Park von Fotheringhay, versammelt. Beim Weggehen, auf der Strasse, sagt Goethe ganz laut: "Neugierig bin ich doch, was die Leute sagen werden, wenn die beiden Huren zusammenkommen und sich gegenseitig ihre Aventüren an den Kopf werfen!" - So "humoristisch" hatte Schiller sich über eine Intuition des Freundes nie geäussert, noch hatte Goethe je noch dergleichen verlauten lassen nach Schillers Hingang, des klügsten, reinsten, ebenbürtigsten Menschen, der ihm

je begegnet. Für ^{den} ~~die~~ Überlebenden verklärt das Verhältnis,
 einst die Quelle mancher Ungeduld, sich mehr und mehr zu voll-
 kommener Pietät, zu jenem "O weh, erregt nicht mein Sehnen!",
 und einem "Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!"
 Nicht dass das Gegensätzliche, das ursprünglich Feindselige
 vergessen war, noch ein Beschwerliches, zuweilen Lästiges, und
 dass "in Schillers Gegenwart die Kunst manchmal zu einer garzu
 ernsthaften Angelegenheit wurde." Aber zur stehenden Redewen-
 dung für alles Fremde, ganz Andere an dem Verewigten wird nun
 das "Es war nicht Schillers Sache." Es war nicht seine Sache,
 sorgsam zu motivieren, nicht seine Sache, mit einer gewissen
 Bewusstlosigkeit und gleichsam instinktmässig zu verfahren,
 sondern über alles musste er reflektieren, ~~der wunderliche,~~
~~grosse Mensch, und gar nicht seine Sache~~ ^{Wahr} eine stille Entwicklung
 aus dem Innern, sondern er griff in einen grossen Gegenstand
 kühn hinein und betrachtete und wendete ihn so und so und sah
 ihn so und so an und handhabte ihn so und so. ~~Er sah seinen~~
~~Gegenstand gleichsam nur von aussen an, das war seine Sache und~~
~~Art.~~ Sein Talent war mehr desultorisch, wenn man uns recht ver-
 stehen will. Deshalb war er auch nie entschieden, das war nicht
 seine Sache, und konnte nie fertig werden, auch mit unseren An-
 gelegenheiten nicht, und kritisierte in den Wilhelm Meister
 beständig hinein, wollte ihn bald so, bald anders haben, und
 wir hatten unsere liebe Not, uns und das Unsere dagegen zu be-
 haupten. Ein grosser, grosser, grundwunderlicher, unvergess-
 licher Mensch. Wir werden nimmer seinesgleichen sehen.

Also es nicht vielmehr Schillers "Sache" gewesen wäre,
 sich zu behaupten und zu wehren, sich beständig zu vergleichen
 und abzugrenzen, um sich durch Unterscheidung gleichzustellen, -
 was alles ja eben das etwas Lästige gewesen war. Sein Wissen,
 dass die bildende Kraft in dem Freunde soviel zwangloser wirkte
 als in ihm, war durch keinen Stolz zu verwirren, seine Bewun-
 derung und Selbstunterordnung oft grenzenlos. ~~Goethes episches~~

~~Schiller am Hofen in Weimar~~
~~Am Ende des 18ten Jhdts der Hallenberger Schiller in~~
~~der Hölle von Heroldt aufgeben, das ist~~
~~der in der Kellerei~~
~~und der glanzvolle ihr nicht qualitativ~~

nicht abgeben

Gedicht Hermann und Dorothea ist der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen." -- Oder zum Beispiel: "Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache garnicht neben ihm sichtbar geworden sein." Und er fährt fort: "Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin gibt, eben weil es mein eigen ist." Ein wundervoller Satz! Denn ist nicht "die Kunst" ein übergeordnet-genereller Begriff, etwas eigentlich Abstraktes, das sich in seinen individuellen Verwirklichungen und Ausprägungen jedesmal neu und besonders konkretisiert? Jeder ihrer Erscheinungsfälle ist ein höchst spezieller und persönlich bedingter Sonderfall; welchen der grossen und allgemeinen Idee der Kunst zu subsumieren demjenigen, der ihn darstellt, zuweilen recht schwer fällt. Jede Kunstübung bedeutet eine neue und ihrerseits schon sehr kunstvolle Anpassung individueller Voraussetzungen und Talente an "die Kunst", - ja, es gibt die Kunst eigentlich garnicht, es gibt nur den Künstler und sein persönliches Arrangement mit ihr, worin er dann, eben weil es sein eigen ist, notwendig "eine gewisse Excellence" bewährt.

Die Briefstelle ist von 1789. Sieben Jahre später, zur Zeit des "Wallenstein" schreibt er an Wilhelm von Humboldt:

"Dass ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethens Gebiet gerate und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr, auch ist es ausgemacht, dass ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Mein ist und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden tun, und ich hoffe, dass die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden spezifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriffe einander koordinieren." - Das ist das Endresultat eines langen messenden Sich-nicht-messen-wollens; und stimmt es nicht völlig überein mit Goethe's: "Da streiten sich die Deutschen, wer grösser sei, Schiller oder ich. Froh sollten sie sein, dass sie zwei solche Kerle haben, über die sie streiten können." Dem Überlebenden aber wurde der Tote, was er diesem denn doch niemals gewesen war: er wurde ihm heilig. ^{Und aus} Aus seinen letzten Lebensjahren stammt die Antwort, die er der Schwiegertochter Ottilie erteilte auf ihre Aussage, Schiller langweile sie oft. Da wandte er sein Gesicht hinweg und erwiderte: "Ihr seid alle viel zu armselig und irdisch für ihn."

Spelium Wir sollten uns alle fürchten vor dieser Gebärde, diesem strafenden Wort des alten Goethe und zusehen, dass wir uns nicht als allzu irdisch-armselig erweisen vor ihm, nach dessen Dasein an seiner Seite sich jener bis an sein Grab zurücksehnte. ~~Defin~~ dass sein Andenken erlöschen dürfe, dass er unzeitgemäss geworden sei, uns nichts mehr zu sagen habe, ist Vorurteil und Wahn. Es ist eine Meinung von gestern, sie ist veraltet. Wie stark, bei neu durcharbeitender Beschäftigung mit seinem Werk habe ich ^{es} empfunden, und dass er, der Herr seiner Krankheit, unserer kranken Zeit zum Seelenarzt werden könnte, wenn sie sich recht auf ihn besänne!

Wie wohl ein Organismus kränkeln, ja siechen mag, weil es

seiner Chemie an einem bestimmten Element, einem Lebensstoff, einem Vitamin mangelt, so ist es vielleicht genau dies unentbehrliche Etwas, das Element "Schiller", an dem es unserer Lebensökonomie, dem Organismus unserer Gesellschaft kümmerlich gebricht. So wollte es mir scheinen, als ich seine "Öffentliche Ankündigung der Horen" wieder las, dieses herrliche Stück Prosa, worin er das auch seiner Zeit schon ungemäss Dünkende zum Dringlichst-Zeitgemässen erhebt, es zum Labsal macht jedem Leidenden. Er spricht da von einer Zeit, wo "das nahe Geräusch des Krieges das Vaterland ängstigt, der Kampf politischer Meinungen und Interessen diesen Krieg beinahe in jedem Zirkel erneuert und weder in den Gesprächen noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden Dämon der Staatskritik Rettung ist." Je mehr, sagt er, das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setze, einenge und unterjoehe, desto dringender werde das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluss der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen. In eigentümlicher, spezifisch künstlerischer Wortkombination spricht er von einer "heiteren und leidenschaftlichen" Unterhaltung, der seine Zeitschrift gewidmet sein solle, um dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, mitten im politischen Tumult, auf spielende sowohl wie ernsthafte Weise, Trost und Befreiung zu bringen. Verbannt aus ihr solle alles von einem unreinen Parteigeist - öder Parteilinientreue - Gestempelte sein. Aber während sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und die nächsten Erwartungen der Menschheit verbiete, wolle sie über die vergangene Welt, die Geschichte und über die kommende die Philosophie befragen, zu dem durch die Vernunft aufgegebenen, in der Erfahrung aber so leicht aus den Augen gerückten

Ideal veredelter Menschheit einzelne Züge sammeln und arbeiten an dem stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten, von dem zuletzt alle Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt. "Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift sein."

Hüten wir uns nur, solche Vorsätze schwächlich-ästhetizistisch zu nennen, zu meinen, sie hätten irgend etwas zu tun mit dem, was heute "escapism" heisst. Arbeit am Geist der Nation, ihrer Moral und Bildung, ihrer seelischen Freiheit, ihrem intellektuellen Niveau, das sie in den Stand setze, zu gewahren, dass andere, ^{verschiedenen historischen Voraussetzungen} ~~unter einem verschiedenen Ideensystem~~, einer anderen sozialen Gerechtsame Lebende, auch Menschen sind; Arbeit an der Menschheit, welcher man Anstand und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede wünscht statt gegenseitiger Anschwärzung, verwildeter Lüge und speiendem Hass, - das ist nicht Flucht aus der Wirklichkeit ins Müssig-Schöne, es ist bewahrender Dienst am Leben, der Wille, es zu heilen von Angst und Hass durch seelische Befreiung. Was dieser Mensch anstrebte mit dem Schwung des Redners, der Begeisterung des Dichters: das Universelle, Umfassende, rein Menschliche, ist ganzen Generationen als verblasstes Ideal, als überholt, abgeschmackt, veraltet erschienen, und so musste ihnen denn auch sein Werk erscheinen. Was als neu, notwendig, wahr und lebensvoll hervortrat und den Zeitgeist beherrschte, war das Besondere, Spezifische, Positive und Nationale. Schon Carlyle in seiner sonst liebevollen Schiller-Biographie übte in diesem Punkt Kritik an seinem Helden, dessen Herz, gleich dem des Marquis Posa, "der ganzen Menschheit schlug, der Welt und allen kommenden Geschlechtern." Schiller hatte von "uns Neueren" gesprochen, im Gegensatz zu Griechen und Römern, als er "das vaterländische Interesse" für unreif und nur der Jugend der Welt geziemend erklärte. "Es ist," ^{lies} ~~ist~~ man bei ihm, "ein armseliges kleinliches

Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht still stehen; er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder National-Begebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Gegen dies "Neuere" setzt Carlyle das Neueste. "Wir fordern," sagt er, "einen einzelnen Gegenstand für unsere Zuneigung. Das Gefühl, welches sich auf die ganze Menschheit erstreckt, wird eben durch die grosse Ausdehnung so sehr geschwächt, dass es für den Einzelnen nicht wirksam ist ... Allgemeine Menschenliebe gibt nur eine willkürliche und sehr schwache Verhaltensregel, und es wird sich ausweisen, dass der 'Fortschritt der Gattung' ebenso wenig geeignet ist, die Einbildungskraft mächtig aufzuregen ... Der erhabene, erleuchtete Enthusiasmus, der das Werk (Schillers Geschichtswerk) durchdringt, würde unser Herz mehr angesprochen haben, wäre derselbe auf einen engeren Raum beschränkt."

Das ist führende Sprache, die Sprache eines Führenden, dem eine ganze Epoche Gefolgschaft leisten sollte, die Epoche des Nationalismus. Es ist - die Sprache von gestern. Denn die Wellen der Geistesgeschichte kommen und gehen, und wir erleben es heute, wie das Schicksal das Neue veralten lässt und das vermeintlich Abgelebte wieder zum Gedanken der Zeit beruft, es zu brännendster, vitalster Zeitgemässheit erneuert, ihm eine Notwendigkeit auf Leben und Tod verleiht, wie es sie nie zuvor besass. Wie steht es heute? Tief sinkt die nationale Idee, die Idee des "engern Raumes" ins Gestrige ab. Von ihr aus, jeder fühlt es, ist kein Problem, kein politisches, ökonomisches, geistiges mehr zu lösen. Der universelle Aspekt ist die Forderung der Lebensstunde und unseres

[Zellen
der
Nation
Nationalismus]

geängstigten Herzens, und längst hat der Gedanke an die Ehre der Menschheit, das Wort Humanität, die weiteste Teilnahme aufgehört, eine "schwache Verhaltensregel" zu sein, ~~bei der~~ "unsere Empfindungen verdunsten und hinwegschwinden." Gerade dies umfassende Gefühl ist es, was not- nur allzu nottut, und ohne dass die Menschheit als Ganzes sich auf sich selbst, auf ihre Ehre, das Geheimnis ihrer Würde besinnt, ist sie nicht moralisch nur, nein, physisch verloren.

Das letzte Halbjahrhundert sah eine Regression des Menschlichen, einen Kulturschwund der unheimlichsten Art, einen Verlust an Bildung, Anstand, Rechtsgefühl, Treu und Glauben, jeder einfachsten Zuverlässigkeit, der beangstigt. Zwei Weltkriege haben, Roheit und Raffgier züchtend, das intellektuelle und moralische Niveau (die beiden gehören zusammen) tief gesenkt und eine Zerrüttung gefördert, die schlechte Gewähr bietet gegen den Sturz in einen dritten, der alles beenden würde. Wut und Angst, abergläubischer Hass, panischer Schrecken und wilde Verfolgungssucht beherrschen eine Menschheit, welcher der kosmische Raum gerade recht ist, strategische Basen darin anzulegen, und die die Sonnenkraft äfft, um Vernichtungswaffen frevlerisch daraus herzustellen.

"Find ich so den Menschen wieder,
Dem wir unser Bild geliehn,
Dessen schöngestalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Besitze
Nicht der Erde Götterschoss,
Und auf seinem Königsitze
Schweift er elend, heimatlos?"

Das ist die Klage der Ceres im "Eleusischen Fest"; es ist Schillers Stimme. Ohne Gehör für seinen Aufruf zum stillen

Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze, edlerer Sitten, "von dem zuletzt alle Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes abhängt," taumelt eine von Verdummung trunkene, verwahrloste Menschheit unterm Ausschreien technischer und sportlicher Sensationsrekorde ihrem schon garnicht mehr ungewollten Untergange entgegen.

Als man, November 1859, seinen hundertsten Geburtstag beging, hob ein Sturm der Begeisterung einigend Deutschland auf. Damals bot sich, so heisst es, der Welt ein Schauspiel, das die Geschichte noch nicht kannte: das immer zerrissene deutsche Volk in geschlossener Einheit durch ihn, seinen Dichter. Es war ein nationales Fest, und das sei das unsrige auch. Entgegen politischer Unnatur fühle das zweigeteilte Deutschland sich eins in seinem Namen. Aber ein anderes, grösseres Vorzeichen noch muss die Zeit unserer Gedenkfeier verleihen: sie stehe im Zeichen universeller Teilnahme nach dem Vorbild seiner hochherzigen Grösse, die nach einem ewigen Bunde rief des Menschen mit der Erde, seinem mütterlichen Grund. Von seinem sanft-gewaltigen Willen gehe durch das Fest seiner Grablegung und Auferstehung etwas in uns ein: von seinem Willen zum Schönen, Wahren und Guten, zur Gesittung, zur inneren Freiheit, zur Kunst, zur Liebe, zum Frieden, zu rettender Ehrfurcht des Menschen vor sich selbst.
